

Wulf D. Hund

## Vor, mit, nach und ohne ›Rassen‹ Reichweiten der Rassismusforschung

Rassismus ist kein ausschließliches Phänomen der westlichen Moderne. Seine Ursprünge liegen weder in der Entwicklung des Rassenbegriffs ab dem 17. und 18. Jahrhundert noch in der spanischen Blutreinhaltungspolitik ab dem 15. und 16. Jahrhundert. Diese Auffassung wird seit geraumer Zeit auch in der einschlägigen Forschung vertreten und hat sich mittlerweile in einer Reihe von Untersuchungen niedergeschlagen. Benjamin Isaacs Studie über rassistische Diskriminierung in Athen und Rom hat der Diskussion des antiken Rassismus neue Perspektiven gegeben.<sup>1</sup> Untersuchungen von Frank Dikötter, Peter Robb, Michael Weiner und anderen über rassistische Traditionen in China, Indien und Japan haben angedeutet, dass Rassismus keine europäische Besonderheit ist.<sup>2</sup> In Ian Laws Studie über »Racism and Ethnicity« hat die Auffassung von der »durability and pervasive nature of elements of race-thinking over millennia« inzwischen auch Lehrbuchstatus erreicht.<sup>3</sup>

Trotzdem beanspruchen die Herausgeber eines Bandes über Rassismus in der Moderne, der sich mit dessen kulturellen Transfers und Adaptionen beschäftigt, »to explore [...] explanations of racism's historical significance by going beyond the dominant paradigms« (S. 2).<sup>4</sup> Das ist einerseits durchaus nicht übertrieben und zeigt sich an zahlreichen neueren Arbeiten, die entweder ›Rassismus‹ summativ mit ›Rechtsextremismus‹ und ›Antisemitismus‹ verbinden, ohne sich der Mühe einer Begriffsdiskussion zu unterziehen, oder ›Rassismus‹ verengt zur »weiße[n] Ideologie« erklären.<sup>5</sup> Andererseits bleibt die Konzeption des Bandes selbst beschränkt, indem sie Rassismus paradigmatisch an Rasse bindet und »racism without race« bestenfalls für ein »post-racist age« (S. 5) in Betracht zieht.

- 
- 1 Vgl. *Benjamin Isaac*, *The Invention of Racism in Classical Antiquity*, Princeton, NJ 2004, sowie *ders.*, Proto-Racism in Graeco-Roman Antiquity, in: *World Archaeology* 38, 2006, S. 32–47; vgl. auch *Miriam Eliav-Feldon/Benjamin Isaac/Joseph Ziegler* (Hrsg.), *The Origins of Racism in the West*, Cambridge/New York etc. 2009, und bereits *Adrian Nicholas Sherwin-White*, *Racial Prejudice in Imperial Rome*, Cambridge/New York etc. 1967. – Die Seitenzahlen im Text beziehen sich jeweils auf den besprochenen und zuletzt genannten Titel. Hervorhebungen in Zitaten bleiben unberücksichtigt, Kursivierungen stammen, wenn nicht anders angegeben, von mir.
  - 2 Vgl. *Frank Dikötter*, *The Discourse of Race on Modern China*, London 1992; *Michael Weiner* (Hrsg.), *Japan's Minorities. The Illusion of Homogeneity*, London / New York 1997; *Masami Degawa*, *Racism Without Race? The Case of Japan's Invisible Group*, Magisterarbeit, Kingston 2001, und *Richard Siddle*, *Race, Resistance, and the Ainu of Japan*, London / New York 1996; *Peter Robb* (Hrsg.), *The Concept of Race in South Asia*, Oxford/New York etc. 1995; *Sukhadeo Thorat/Umakant* (Hrsg.), *Caste, Race and Discrimination. Discourses in International Context*, Jaipur/New Delhi etc. 2004.
  - 3 *Ian Law*, *Racism and Ethnicity. Global Debates, Dilemmas, Directions*, Pearson Longman Publishers, Harlow/London etc. 2010, XII + 244 S., kart., 29,99 £, S. 3.
  - 4 *Manfred Berg/Simon Wendt* (Hrsg.), *Racism in the Modern World. Historical Perspectives on Cultural Transfer and Adaption*, Berghahn Books, New York/Oxford 2011, VI + 378 S., geb., 95,00 \$; weitere Beiträge aus diesem Band werden im Abschnitt »Rassen und Rassismen« behandelt.
  - 5 Vgl. die weiter unten angesprochenen Bände von *Ralf Palandt* (Hrsg.), *Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus in Comics*, Archiv der Jugendkulturen, Berlin 2011, 450 S., geb., 36,00 €, S. 6, und *Susan Arndt/Nadja Ofuatey-Alazard* (Hrsg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, Unrast Verlag, Münster 2011, 780 S., geb., 19,80 €, S. 12.

Damit fällt sie, wie gleich der erste Beitrag von Frank Dikötter über »The Racialization of the Globe« (S. 20–40) verdeutlicht, hinter schon formulierte Positionen zurück.

Dikötter selbst hat vor 20 Jahren in einer wegweisenden Arbeit zum Rassendiskurs in China einleitend darauf hingewiesen, dass es dort Traditionen gibt, die mit der »dichotomy between culture and race« nicht zu erfassen wären, weil »[p]hysical composition and cultural disposition were confused in Chinese antiquity«. Außerdem hätte der dort schon früh entwickelte Gegensatz von Kultivierten und Barbaren neben der Option, Barbaren zu absorbieren, auch jene enthalten, sie zu dehumanisieren.<sup>6</sup> Obwohl er damit ein zentrales Muster rassistischer Diskriminierung ansprach, verfolgte Dikötter diese Perspektive nicht weiter, sondern betrachtete sie lediglich als Anknüpfungspunkt für einen »process of cultural interaction« mit dem europäischen Rassendiskurs.<sup>7</sup> Diese Auffassung wird jetzt (mit zahlreichen wörtlichen Versatzstücken aus früheren Arbeiten) reformuliert und durch ein Plädoyer für ein »interactive model« bei der Analyse von Rassismen ergänzt, welche aber an das Rassenparadigma gebunden bleibt (S. 24).

Eine andere Perspektive deuten Christian Geulens Überlegungen zur Überlagerung von »Kultur« und »Rasse« zumindest an (S. 65–83). Obwohl diese schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts diagnostiziert werden, führt das aber weder zu der Frage, ob es je einen nicht kulturell aufgeladenen Rassenbegriff gegeben hätte, noch zu Überlegungen, ob der Rassenbegriff nicht selbst Produkt rassistischer Operationen war, die sich zuvor anderer Diskriminierungen bedient haben. Geulens schließt andernorts frühere Formen des Rassismus vielmehr aus und meint, es hätte diesen weder in der Antike noch im Mittelalter noch in der frühen Neuzeit gegeben. Für die alten Griechen wird das unter anderem mit dem Hinweis begründet, sie hätten »die Barbaren als Menschen [...] anerkannt – und weder Aristoteles noch sonst ein Grieche wäre je auf die Idee gekommen, daß eine Welt ohne Barbaren eine bessere Welt wäre«.<sup>8</sup> Freilich wären auch spätere Rassisten wie die Sklavenhalter der amerikanischen Südstaaten nie auf die Idee gekommen, sich eine Welt ohne Sklaven vorzustellen. Und gerade Aristoteles hat zwischen Mensch und Untermensch unterschieden, Barbaren als Sklaven von Natur bezeichnet, erklärt, diese verhielten sich zu freien Bürgern wie der Körper zur Seele oder Tiere zum Menschen und damit eine für den Rassismus wesentliche Differenzierung legitimiert.<sup>9</sup>

Michael Zeuske geht in seinen Überlegungen zu »Slavery and Racism in Nineteenth-Century Cuba« (S. 105–121) historisch vor die Konsolidierung des Rassenbegriffs zurück und damit analytisch einen entscheidenden Schritt weiter. Er zeigt, dass »Cuban Creole elites developed a peculiar biological theory of slavery that amounted to some kind of functional racism without a clear concept of race« (S. 106). Dabei entwickelten sie unter anderem eine eigene Version der »one-drop rule that linked modern racial arguments to older concepts of the purity of blood [...] and religion« (S. 111).

Dieser Befund verweist auf ein methodisches Dilemma bei der Erschließung der historischen Dimensionen des Rassismus. Obwohl sich »Rasse« erst in der Neuzeit zum Leitbegriff des Rassismus entwickelt hat, wird diese Kategorie bei historisch weiter zurückgreifenden Studien häufig zur analytischen Orientierung genutzt und gefragt, ob es auch schon früher »rassenähnliche« Einteilungskriterien gegeben habe. So vertritt etwa Law

6 Dikötter, *The Discourse of Race on Modern China*, S. 3 (»dichotomy«, »antiquity«), S. 2 (»absorbieren«), S. 6 (»dehumanisieren«); vgl. auch *ders.*, *Rassendiskurs in China*, in: *Rassismus. Beiträge zu einem vielgesichtigen Phänomen*, hrsg. v. Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten/Bea de Abreu Fialho Gomes/Walter Schicho u. a., Wien 2008, S. 119–149, hier vor allem: S. 123ff.

7 Frank Dikötter, *Racial Discourse in China. Continuities and Permutations*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Construction of Racial Identities in China and Japan*, London 1997, S. 12–33, hier: S. 13.

8 Christian Geulens, *Geschichte des Rassismus*, München 2007, S. 21.

9 Vgl. Aristoteles, *Politik*, hrsg. v. Wolfgang Kullmann, Reinbek 1994, S. 53 (1254b).

die Auffassung, dass »Aristotle discussed the nature of both the Hellenic race and other peoples«. <sup>10</sup> Das ist gleich mehrfach misslich, weil es eine heimliche Essenzialisierung der Kategorie »Rasse« unterstützt und weil dadurch die Komplexität rassistischer Diskriminierung ausgeblendet bleibt.

Aristoteles kannte keine Rassen. Er unterschied zwischen »Kultivierten« und »Barbaren« – so wie andere Konstruktionen »Reine« von »Unreinen«, »Erwählte« von »Verworfenen« und schließlich »Weiße« von »Farbigen« trennten. Diese Differenzierungen waren rassistisch, weil sie den diskriminierten anderen vollwertiges Menschsein absprachen und sie benutzten, um ihnen gegenüber die eigene, vielfältig geschichtete Gesellschaft als höher entwickelte Einheit erscheinen zu lassen. <sup>11</sup> Nach der Herausbildung des auf den Rassenbegriff gestützten Rassismus behandelte Max Weber solche Operationen als spezifische Form der Vergesellschaftung. Er bezeichnete sie als »rein negativ« und erläuterte diese Bestimmung am Beispiel der »ethnischen Ehre«, die er als »Massenehre« begriff, weil sie unabhängig vom sozialen Status allen zugänglich wäre, die sich durch entsprechende Abgrenzungen einer »gegläubten Abstammungsgemeinschaft« zurechnen könnten – wie zum Beispiel die armen Weißen im Süden der Vereinigten Staaten, deren »soziale ›Ehre‹ schlechthin an der sozialen Deklassierung der Schwarzen hing«. <sup>12</sup> Dieser Zusammenhang zieht sich nicht nur durch die Geschichte der abendländischen Klassengesellschaften, für die schon in der Antike galt, dass »[t]he presence of substantial numbers of slaves in Roman society defined free citizens, even if they were poor, as superior«. <sup>13</sup>

Die Bezeichnung »Rassismus« ist wesentlich jünger als dessen Erscheinungsformen. Ab den 1920er Jahren wird sie in Frankreich und England zur Bezeichnung der nationalsozialistischen Ideologie benutzt. Die Deutschen werden erst nach der Niederlage von Faschismus und Nationalsozialismus mit dem kritischen Gehalt des Begriffs bekannt gemacht. 1947 erscheint mit der Military Government Information Control License US-E-144 Ruth Benedicts Buch über die »Rassenfrage«. In ihm wird Rassismus als »[d]er ›Ismus‹ der modernen Welt« und als »Dogma« gekennzeichnet. »Rasse« dagegen gilt der Autorin als »Tatsache« und »wissenschaftliches Forschungsgebiet«. Rassismus sei demgegenüber »der moderne Aberglaube«, »das Dogma, wonach eine ethnische Gruppe von Natur aus zu erblicher Minderwertigkeit verdammt ist«. <sup>14</sup> Diese Auffassung ist noch 40 Jahre später Grundlage der Übersicht von Imanuel Geiss über die »Geschichte des Rassismus«. Dass nur kurz danach die Übersetzung der anschließend weit verbreiteten Einführung »Rassismus« von Robert Miles ausführlich die »Konstruktion von ›Rasse‹« behandelte, hat zwar zur Zurückdrängung des biologischen Rassenverständnisses beigetragen. Es hat aber nicht zur Überwindung des vom Rassenbegriff transportierten Essenzialismus geführt. <sup>15</sup>

Die Kluft zwischen Webers Versuch, eine bestimmte Form rassistischer Vergesellschaftung soziologisch zu begreifen, sowie zahlreichen Ansätzen, die sich an unterschiedlich

10 *Law, Racism and Ethnicity*, S. 4.

11 Vgl. *Wulf D. Hund*, *Rassismus*, Bielefeld 2007; vgl. auch *ders.*, *Rassismus*, in: *Enzyklopädie Philosophie*, hrsg. v. *Hans Jörg Sandkühler*, 3 Bde., Hamburg 2010, Bd. 3, S. 2191–2200, und *ders.*, *Negative Societalisation. Racism and the Constitution of Race*, in: *ders./Jeremy Krikler/David Roediger* (Hrsg.), *Wages of Whiteness & Racist Symbolic Capital*, Berlin/Münster 2010, S. 57–96.

12 *Max Weber*, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, hrsg. v. *Johannes Winkelmann*, Studienausgabe, Köln/Berlin 1964, S. 303 und 309.

13 *Keith Hopkins*, *Conquerors and Slaves*, Cambridge/New York etc. 1978, S. 112.

14 *Ruth Benedict*, *Die Rassenfrage in Wissenschaft und Politik*, Bergen 1947, S. 131f.

15 Vgl. *Immanuel Geiss*, *Geschichte des Rassismus*, Frankfurt am Main 1988, und *Robert Miles*, *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*, Hamburg 1991; vgl. auch *Boris Barth*, *Racism Analysis in Germany. The Development in the Federal Republic, 1949–1990*, in: *Wulf D. Hund/Christian Koller/Moshe Zimmermann* (Hrsg.), *Racisms Made in Germany*, Wien/Zürich etc. 2011, S. 209–229, hier: S. 224f.

verstandenen Vorstellungen von ›Rasse‹ orientieren, hat die Rassismusforschung bis heute nicht hinreichend vermessen. Das gilt für die historische Reichweite von Rassismus wie für den sozialen Charakter der von ihm benutzten Kategorien der Diskriminierung. Die hier besprochene Literatur zeigt das zur Genüge. Sie diagnostiziert Rassismus in der Antike und behauptet, es hätte ihn erst nach der Entwicklung des Rassenkonzepts gegeben. Sie behandelt Rassismus ohne Rassen und transportiert ›Weißsein‹ weit in die Geschichte zurück. Sie versteht ›Rasse‹ teils als Handlungskategorie, teils als Zuschreibung, teils sogar als biologisches Erbe. Auch wenn einige der dabei vertretenen Positionen eher randständig sind, macht ihre Spannweite die im Rahmen der Rassismusforschung nach wie vor bestehenden analytischen wie begrifflichen Unschärferelationen deutlich.

#### I. RASSISMEN IM WANDEL

Für die Diskussion rassistischer Diskriminierung vor der Entwicklung des Rassenbegriffs liefern neben dem *Rassismus der Antike* vor allem der *Antisemitismus* und der *Antiislamismus* Materialien über wechselnde Muster der Diskreditierung und Herabminderung und der *antiirische Rassismus* ein Beispiel der Übergänge und Überlagerungen von Mustern der Diskriminierung bei der Herausbildung des modernen Rassismus.

Die Untersuchung des *Rassismus der Antike* von Susan Lape ist sich der Komplexität rassistischer Argumente bewusst.<sup>16</sup> Für ihre Überlegungen zu den Verhältnissen im alten Athen nutzt sie die Spannweite des Worts »race«, das im Englischen eben nicht nur »Rasse« in der durch den wissenschaftlichen Rassismus der Moderne entwickelten Bedeutung unterschiedlicher Menschenrassen meint, sondern Teile seines ursprünglichen Gehalts bewahrt hat, den es zur Zeit der Übernahme aus den romanischen Sprachen hatte. »Rasse« war ursprünglich eine klassenspezifisch geprägte Kategorie zur Bezeichnung guter oder schlechter sozialer Herkunft.<sup>17</sup> Während sie in dieser Bedeutung unterschiedliche soziale Gruppen voneinander abhob, ermöglichte es ihr späterer Bedeutungswandel, diese gegenüber als tiefer stehend charakterisierten Rassen zusammenzudenken. Damit wurde die unterschiedliche soziale Stellung der Mitglieder solcher Rassen durch die allen ihren Angehörigen zugeschriebene Minderwertigkeit überdeckt. Ihnen gegenüber wurden die sozialen Gegensätze innerhalb der eigenen Rasse ideologisch so weit gemildert, dass sich die verschiedenen Klassen als zusammengehörig begreifen ließen. Das stellte vor allem den unteren Schichten ein rassistisches symbolisches Kapital zur Verfügung, das ihnen die Vorstellung von Zugehörigkeit auf Kosten Außenstehender erlaubte.<sup>18</sup>

16 Susan Lape, *Race and Citizen Identity in the Classical Athenian Democracy*, Cambridge University Press, Cambridge/New York etc. 2010, 356 S., geb., 58,00 £.

17 Zur Entwicklung des Rassenbegriffs in Frankreich vgl. Arlette Jouanna, *L'idée de race en France au XVIème siècle et au début du XVIIème siècle (1498–1614)*, 3 Bde., Lille/Paris 1976. Ania Loomba/Jonathan Burton, *Race in Early Modern England. A Documentary Companion*, Basingstoke/New York 2007, S. 281 ff., verweisen auf die Beeinflussung von »race« durch das Spanische und Französische, die sich unter anderem 1611 in Randle Cotgrave's »Dictionary of the French and English Tongues« mit der Eintragung »Race: A race; lineage, family, kindred, house, blood«, 1611 in John Florio's »Queen Anna's New World of Words« mit dem Lemma »Razza, a race, a brood, a stock, a descent, a lineage, a pedigree« oder 1617 in John Minsheu's »Dictionary in Spanish and English« im Stichwort »Ráça, [...] a race, stock, kind, or breed« niederschlug. Gleichzeitig betonen sie »the multiple meaning of the word ›race‹ in early modern England« und heben hervor, »that early modern discourses clearly indicate that ideas about ›culture‹ and ›biology‹ do not occupy separate domains and that they develop in relation to one another«, S. 3 und 8.

18 Zum Begriff des rassistischen symbolischen Kapitals vgl. Anja Weiß, *Racist Symbolic Capital. A Bourdieuan Approach to the Analysis of Racism*, in: Hund/Krikler/Roediger, *Wages of Whiteness & Racist Symbolic Capital*, S. 37–56. Lape verweist in diesem Zusammenhang auf Max

Lapes Überlegungen zu Rasse und Identität im alten Athen handeln daher weder von Hautfarben noch Physiognomien oder auch nur Klima, sondern von den Hintergründen und Grundlagen eines um das Bürgerrecht kreisenden Gemeinschaftsbewusstseins. Damit geht es der Autorin auch um ein frühes Lehrstück über den Zusammenhang von Demokratie und Rassismus: »disadvantages, exclusions, and prejudices leveled against metics, slaves, and sometimes women were integral to the making of democratic citizen identity« (S. 51), denn »[r]acial citizenship compensated for [...] the perceived salience of various social and economic inequalities« (S. 43).

Die Autorin verfolgt diesen Ansatz allerdings nur in eine Richtung. Im Mittelpunkt ihrer Analyse steht der »myth of autochthony« als »founding fiction of democratic citizen identity« (S. 18), der die Vorstellung einer gemeinsamen guten Abkunft (*eugenia*, S. 26) erlaubte, die nicht zuletzt auf dem Erhalt von Reinheit durch Schutz vor Vermischung beruhte. Das führte zur Entstehung eines »ethnic-nationalism« (S. 6ff.), der mit dem zunehmenden Abschluss des Status eines freien Bürgers verbunden war. Solons Reformen, die sicherstellten, dass alle Sklaven Nichtathener waren, und Perikles Gesetzgebung, die eine staatsbürgerliche Endogamie beförderte, waren dafür besonders bedeutsam (S. 12 und 24).

Die hiermit verbundenen Rechtfertigungen und Kritiken werden (unter anderem an den Beispielen Euripides und Apollodor sowie Herodot und Thukydides) ausführlich und überzeugend diskutiert. Die abschließenden Bemerkungen über die »perks of racial citizenship«, zu denen »tangible and intangible goods, status honor or time, [...] and material resources, including pay for participating in politics and for attending dramatic festivals« (S. 282f.) gerechnet werden, verweisen indessen darauf, dass die Diskussion von Bürgerstatus und Zugehörigkeit um jene von der partiellen Absprechung des Menschseins in der Legitimation der Sklaverei durch Aristoteles hätte ergänzt werden müssen, um die rassistische Herabwürdigung anderer in all ihren Dimensionen zu erfassen.

Wie die kategorialen Bestimmungen des Rassismus, so variieren auch jene des *Antisemitismus*. Von langer Dauer und geprägt durch unterschiedliche Muster der Diskriminierung, wird Antisemitismus häufig als eine moderne Form der Judenfeindschaft begriffen und nur in dieser Variante als Rassismus betrachtet. Plädoyers für diese Einschränkung binden Antisemitismus an den Prozess der Rassisierung des Judentums und die Konstruktion einer damit unterstellten unveränderlichen jüdischen Identität, die selbst durch Konversion nicht geändert werden kann. Die Verwendung eines weiten Begriffs von Antisemitismus bestreitet nicht die Vielfalt der von diesem benutzten Muster der Diskriminierung, betont aber deren Gemeinsamkeiten, die jeweils auf Entindividualisierung und Herabminderung der jeweils als homogene Gruppe mit spezifischen Merkmalen des Andersseins konstruierten Juden abstellen.<sup>19</sup>

Dik van Arkel hat versucht, seine breit angelegte Untersuchung der Geschichte antisemitischer Diskriminierungen mit der Entwicklung eines weiten Rassismusbegriffs zu verbinden.<sup>20</sup> Er sieht »anti-Semitism« als »a specimen of a genus racism« (S. 36), das

---

Webers Charakterisierung der »ethnischen Ehre« und David Roedigers Untersuchung der »wages of whiteness«, S. 44.

19 Moshe Zimmermann, *Between Jew-Hatred and Racism. The German Invention of Antisemitism*, in: *Hund/Koller/Zimmermann, Racisms Made in Germany*, S. 41–65, hat erst kürzlich für eine enge Fassung des Begriffs »Antisemitismus« plädiert und erklärt: »Using the word antisemitism for pre-19<sup>th</sup> century Jew-hatred is [...] misplaced«, S. 49f. Nur wenig zuvor schreibt Wolfgang Benz, Erscheinungsformen alltäglicher Judenfeindschaft, in: *Monika Schwarz-Friesel/Evyatar Friesel/Jehuda Reinharz* (Hrsg.), *Aktueller Antisemitismus – ein Phänomen der Mitte*, de Gruyter Verlag, Berlin/New York 2010, VI + 254 S., geb., 49,95 €, S. 15–26: »Antisemitismus umfasst alle Formen und Stufen der Ablehnung gegenüber Juden« und »tritt ohne räumliche und zeitliche Begrenzung von der Antike bis zur Gegenwart auf«, S. 21.

20 *Dik van Arkel, The Drawing of the Mark of Cain. A Socio-Historical Analysis of the Growth of Anti-Jewish Stereotypes*, Amsterdam University Press, Amsterdam 2009, 592 S., kart., 49,50 €.

sich historisch entwickelt und geht davon aus, dass »at each stage of the development there are one or more stigmata, as clusters of depreciating notions and indictments, that have the character of a spectrum«. Antisemitische Diskriminierung könne deswegen schließlich »range from the initial theological rejections to the latest developments of racial speculation« (S. 39). Weil neben Verteufelung und Rassisierung auch die Unterstellungen von Unreinheit (S. 101: »skin diseases«) und Unterentwicklung (S. 46: »nomadism«) in die Diskussion einbezogen werden, hätte sich die Möglichkeit ergeben, ein breites Spektrum rassistischer Diskriminierungen zu entfalten.

Dass van Arkel dies unterlässt, hat mit einer Engführung seiner an historischem Belegmaterial nicht geizenden Arbeit zu tun, welcher ausgerechnet die Auseinandersetzung mit zentralen Motiven aus der Geschichte des Antisemitismus fehlt, die der eigenen Konzeption widersprochen hätten. Dazu gehören die Politik der Blutsreinheit in Spanien<sup>21</sup> und der »Antisemitismus ohne Juden« in England.<sup>22</sup>

Seine Beschäftigung mit den massiven antisemitischen Ausschreitungen in England beginnt der Autor mit der Ritualmordbeschuldigung in Norwich 1144. An die Stelle einer genaueren Auseinandersetzung mit diesem Fall treten aber leider nur allgemeine Hinweise auf allerlei Blutsymboliken (von der Blutsbrüderschaft über das Menschenopfer bis zur Menstruation), deren Zusammenhang untereinander wie mit der konkreten Beschuldigung unklar bleibt (S. 290f.). Hinweise zur Lage der Juden in Norwich fehlen ebenso wie zum

---

Der voluminöse Band hat eine lange Geschichte. Die theoretischen Grundlagen seines Vorhabens »to try to arrive at an historical model to explain the development of anti-Jewish stereotyping and prejudice« und dabei gleichzeitig »an historical model of racism« zu erhalten, hat der Autor nämlich schon 1984/85 vorgelegt (*Dik van Arkel, The Growth of the Anti-Jewish Stereotype. An Attempt at a Hypothetical-Deductive Method of Historical Research*, in: *International Review of Social History* 30, 1985, S. 270–307, hier: S. 270; die Buchankündigung findet sich ebd., S. 271). Der auf theoretische Reflexionen begrenzte Zeitschriftenbeitrag sollte, wie es damals hieß, binnen Kürze durch die narrativen Möglichkeiten einer Monografie ergänzt werden, die für 1986 in Aussicht gestellt wurde und nunmehr mit über 20-jähriger Verspätung tatsächlich vorliegt. Allerdings beruht sie auf dem alten Forschungsstand, wie im Nachwort von Chris Quispel mitgeteilt wird (S. 483), der auch noch ein Vorwort beigesteuert hat, in dem die Grundelemente von van Arkels Ansatz zusammenfassend erläutert werden. Das war durchaus notwendig, denn dessen Arbeit ist tatsächlich eher ein Konvolut von Teilstudien als eine systematische Analyse. Dass ihre Ergebnisse, wie das Nachwort versichert, von der neueren Literatur nicht grundlegend berührt würden, trifft zwar in Einzelfällen zu, nicht aber für das erkenntnisleitende hypothetische Modell.

- 21 Zur Politik der »limpieza de sangre« und dem spanischen Antisemitismus vgl. unter anderem *Norman Roth, Jews, Visigoths, and Muslims in Medieval Spain. Cooperation and Conflict*, Leiden/New York etc. 1994; *ders.*, *Conversos, Inquisition, and the Expulsion of the Jews from Spain*, Madison/London 1995; *Max Sebastián Hering Torres*, *Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main/New York 2006; *Benzion Netanyahu*, *Toward the Inquisition. Essays on Jewish and Converso History in Late Medieval Spain*, Ithaca, NY 1997; *Ruth Pike*, *Linajudos and Conversos in Seville. Greed and Prejudice in Sixteenth- and Seventeenth-Century Spain*, New York/Bern etc. 2000; *Yosef Hayim Yerushalmi*, *Assimilation and Racial Anti-Semitism. The Iberian and the German Models*, New York 1982.
- 22 Zur Geschichte der Judenverfolgung und des Antisemitismus in England vgl. unter anderem *Robin R. Mundill*, *England's Jewish Solution. Experiment and Expulsion, 1262–1290*, Cambridge/New York etc. 1998; *Anthony Bale*, *The Jew in the Medieval Book. English Antisemitisms, 1350–1500*, Cambridge/New York etc. 2006; *Bernard Glassman*, *Anti-Semitic Stereotypes Without Jews. Images of the Jews in England 1290–1700*, Detroit 1975; *David S. Katz*, *Philosemitism and the Readmission of the Jews to England, 1603–1655*, Oxford 1982; *Frank Felsenstein*, *Anti-Semitic Stereotypes. A Paradigm of Otherness in English Popular Culture, 1660–1830*, Baltimore 1995; *Bryan Cheyette*, *Constructions of »The Jew« in English Literature and Society. Racial Representations, 1875–1945*, Cambridge/New York etc. 1993.

genauen Vorwurf des Ritualmords, zum Schutz der Juden durch den zuständigen Sheriff, zum mühseligen und wenig erfolgreichen Prozess der Konstruktion eines lokalen Märtyrers und Heiligen, zu den mörderischen Übergriffen von 1190 und den zahlreichen Gewalttaten bis zur Ausweisung von 1290.<sup>23</sup> Stattdessen wechselt die Darstellung mehrfach die Schauplätze, sodass die Versicherung des Autors, sein Modell hätte auch hier der Überprüfung standgehalten (S. 303f.), nur sehr bedingt nachzuvollziehen ist.

Noch viel bedauerlicher ist aber, dass van Arkel anschließend darauf verzichtet, seine Hypothese am englischen ›Antisemitismus ohne Juden‹ zu überprüfen, der am Ende des 16. Jahrhunderts zwei der wirkmächtigsten literarischen Versionen des Stereotyps vom jüdischen Wucherer hervorbringen sollte: Christopher Marlowes ›Der Jude von Malta‹ und William Shakespeares ›Der Kaufmann von Venedig‹. Hier hätte sich nämlich die Diskussion darüber führen lassen, warum Juden zu Zeiten, als sie als Geldverleiher eine wichtige soziale Rolle spielten, mit Stereotypen von der Brunnenvergiftung, dem Ritualmord oder der Hostienschändung diskriminiert wurden, während sie, als das Wucherersterotyp allgegenwärtig wurde, diese Rolle schon lange eingeübt und an christliche Kaufleute und Bankiers abgetreten hatten.<sup>24</sup>

Für die vom Verfasser immer wieder betonte »ideological adequacy« und »[f]unctionality« (S. 40) antisemitischer Stereotype hätte das ähnlich weitreichende Rückschlüsse zugelassen, wie die Beschäftigung mit der Politik der »limpieza de sangre« in Spanien, die einen »Judenhass gegen Christen« entwickelte und in einen »rassischen Antijudaismus« verwandelte.<sup>25</sup> Dieser Prozess wird selbst von jenen Theoretikern, die für ein enges Verständnis von Rassismus plädieren, als »undoubtedly racist« bezeichnet.<sup>26</sup>

Die Entwicklung antisemitischer Zuschreibungen nach den Erfahrungen des Holocaust, der Dekolonisierung und den Erfolgen von Bürgerrechtsbewegungen ist nur ein Indiz dafür, dass es nicht, wie Jehuda Reinharz in einem neuen Band zum »aktuellen Antisemitismus« vermutet, »zu einem Zusammenbruch rassistisch basierter Ideologien« kam.<sup>27</sup> Diskreditiert war lediglich der Rassenantisemitismus. Ältere Muster der Diskriminierung wurden hingegen fortgeschrieben oder reaktiviert und um neue ergänzt. Nach einer Charakterisierung der »vier Grundphänomene« des »Antisemitismus« als »Judenfeindschaft im weitesten Sinne« traten zum »christlichen Antijudaismus« und »Rassenantisemitismus« der »sekundäre Antisemitismus«, der sich aus »Schuldabwehr« speist, und der »Antizionismus« als »Israelfeindschaft, die [...] immer die Gesamtheit der Juden meint«, hinzu.<sup>28</sup>

23 Das ist nicht zuletzt deswegen bedauerlich, weil Norwich eine bedeutende jüdische Gemeinde hatte, deren Lage besonders gut dokumentiert ist – vgl. *Vivian D. Lipman*, *The Jews of Medieval Norwich*, London 1967; vgl. auch *Carole Rawcliffe/Richard Wilson* (Hrsg.), *Medieval Norwich*, London/New York 2004. Zur Ritualmordbeschuldigung in Norwich vgl. zusätzlich *Friedrich Lotter*, *Innocens Virgo et Matyr. Thomas von Monmouth und die Verbreitung der Ritualmordlegende im Hochmittelalter*, in: *Rainer Erb* (Hrsg.), *Die Legende vom Ritualmord. Zur Geschichte der Blutbeschuldigung gegen Juden*, Berlin 1993, S. 25–72.

24 Vgl. dazu die grundlegenden Überlegungen von *František Graus*, *Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit*, Göttingen 1994, S. 352–370.

25 *Torres*, *Rassismus in der Vormoderne*, S. 130 und 248.

26 *George M. Fredrickson*, *Racism. A Short History*, Princeton, NJ 2002, S. 33; vgl. auch *George L. Mosse*, *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt am Main 1990, S. 27, der in diesem Zusammenhang von »Rassismus im modernen Sinne« spricht, sowie *Karin Priester*, *Rassismus. Eine Sozialgeschichte*, Leipzig 2003, S. 33, die hier eine »neue«, »rassistische [...] Denkweise« entstehen sieht, oder *Geulen*, *Geschichte des Rassismus*, S. 36, der zu dieser Zeit eine »erste Ausbildung des neuzeitlichen Rassismus« bemerkt.

27 *Schwarz-Friesel/Friesel/Reinharz*, *Aktueller Antisemitismus – ein Phänomen der Mitte*, S. 216.

28 *Wolfgang Benz/Juliane Wetzel*, *Antisemitismus und radikaler Islamismus. Aspekte und Dimensionen eines Problems*, in: *dies.* (Hrsg.), *Antisemitismus und radikaler Islamismus*, Essen 2007, S. 9–21, hier: S. 18.

Vor allem die letzte Bestimmung ist heftig umstritten und hat zu einer intensiven Debatte darüber geführt, ob es einen ›neuen Antisemitismus‹ gebe.<sup>29</sup>

Zu ihr trägt der angesprochene Band allerdings nur bedingt bei. Er enthält zwar zahlreiche Belege für den Antisemitismus der Mitte, wie er sich etwa in Zuschriften an den Zentralrat der Juden in Deutschland oder die Israelische Botschaft in Berlin (S. 26ff.) oder in Leserbriefen angesehener Zeitungen (S. 93ff.) findet und im Rahmen der Vorurteilsforschung ermittelt wurde (S. 225ff.). Allerdings verzichten selbst die Herausgeber auf eine differenzierte Begriffsbildung, behaupten aber trotzdem, eine »klare Trennlinie« zwischen »kognitiv verzerrende[m] und emotional enthemmende[m] Anti-Israelismus« und »legitimer und konstruktiver Kritik an israelischer Politik« ziehen zu können, von der sie unter anderem erwarten, »nicht einseitig und irrational nur Israel« zu verdammen, sondern »beide Konfliktparteien« zu berücksichtigen (S. 5). Dieser Forderung kommt keiner der Beiträge des Bandes nach.<sup>30</sup>

Vergleichende Studien zu den Themen Antisemitismus und *Antiislamismus* sind, zumal aus rassismusanalytischer Perspektive, nach wie vor selten. Islamfeindlichkeit und damit verbundene Fragestellungen werden mittlerweile aber intensiv problematisiert.<sup>31</sup> Ein Beleg dafür ist die zweite Auflage des von Thorsten Gerald Schneiders herausgegebenen Sammelbandes mit Beiträgen zu historischen wie aktuellen Dimensionen des Themas.<sup>32</sup> Die unterschiedlichen Themengebiete im ersten Teil des Buchs über »Ausgangspunkte islamfeindlichen Denkens in der deutschen Gesellschaft« (S. 17–146) sind in etwa historisch geordnet und behandeln Produzenten und Medien der Verbreitung antimuslimischer Stereotype. In Theologie und Geschichtswissenschaft, so Thomas Naumann (S. 19–36), sei das Feindbild »Islam« durch die Betonung einer angeblich aggressiven Expansion wie durch die Unterstellung einer rückständigen Entwicklungsstufe und despotischen Verfassung genährt worden. Ein kunstgeschichtlicher Blick auf frühe christliche Kirchenskulpturen mache nach Claudio Lange (S. 37–59) sichtbar, dass die Figur des ›Akrobaten‹ ein diskreditierendes Bild Mohameds liefere, dessen grotesk gewundener Körper zur Karikatur des Normalen und zum wirksamen Bestandteil einer antiislamischen Ikonografie geworden wäre. Almut Höfert (S. 61–70, hier: S. 61 und 63) erinnert daran, dass »da[s] westeuropäische Islambild [...] ab dem 15. Jahrhundert entscheidend durch

29 Vgl. unter anderem *Bernard Harrison*, *The Resurgence of Anti-Semitism. Jews, Israel, and Liberal Opinion*, Lanham 2006; *Klaus Holz*, *Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft*, Hamburg 2005; *Paul Iganski/Barry Kosmis* (Hrsg.), *A New Antisemitism? Debating Judeophobia in 21st-century Britain*, London 2003; *Doron Rabinovici/Ulrich Speck/Natan Sznaider* (Hrsg.), *Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte*, Frankfurt am Main 2004; *Lars Rensmann/Julius H. Schoeps* (Hrsg.), *Feindbild Judentum. Antisemitismus in Europa*, Berlin 2008; *Christina von Braun/Eva-Maria Ziege* (Hrsg.), »Das ›bewegliche‹ Vorurteil«. Aspekte des internationalen Antisemitismus, Würzburg 2004; *Pierre-André Taguieff*, *La nouvelle judéophobie*, Paris 2002; *ders.*, *La nouvelle propagande antijuive*, Paris 2010.

30 Als Versuch einer kritischen Kontroverse vgl. etwa *Hillel Schenker/Ziad Abu-Zayyad*, *Islamophobia and Anti-Semitism*, Princeton, NJ 2006; der umfangreiche Band *Yehouda Shenhav/Yossi Yonah* (Hrsg.), *Gizanut beyisrael (Racism in Israel)*, Tel Aviv 2008, liegt bislang nur auf Hebräisch vor (vgl. die Rezension von *Orna Coussin*, *Racial test*, in: *Haaretz*, 9.12.2008 – URL: <<http://www.haaretz.com/news/racial-test-1.259165>> [15.4.2012]).

31 Leider gibt es in diesem Zusammenhang auch unseriöse Publikationen wie *Achim Bühl*, *Islamfeindlichkeit in Deutschland. Ursprünge, Akteure, Stereotypen*, Hamburg 2010, dessen Darlegungen nicht selten Kollagen von Wikipedia-Einträgen oder ungenierte Plagiate sind, die eines Gutenbergs würdig wären und das Buch zu einer skandalösen Publikation und unbrauchbaren Lektüre machen.

32 *Thorsten Gerald Schneiders* (Hrsg.), *Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2., aktual. u. erw. Aufl., Wiesbaden 2010, 498 S., kart., 49,95 €.



das neue Medium des Buchdrucks geprägt« wurde, welches »das Motiv einer allgegenwärtigen Türkengefahr in einer bisher unbekanntem Kommunikationsdichte zu verbreiten« erlaubte. Kai Hafez (S. 101–119, hier S. 109 und 106) zeigt, dass »die meisten heute bestehenden medialen Negativbilder des Islam in nuce bereits seit Jahrhunderten im deutschen Kulturraum virulent sind« und gegenwärtig »Medienrezipienten in überwiegender Weise dazu bewogen werden, den Islam mit Negativthemen in Verbindung zu bringen«.

Der zweite Teil des Buchs bringt Beiträge »Zur aktuellen Lage der Islamfeindlichkeit« (S. 147–352), über »Institutionalisierte Islamfeindschaft« und »Personelle Islamfeindschaft« (S. 353–489). Es geht unter anderem um allgemeine Themen wie »Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie« und einzelne Konfliktpunkte wie den »Streit um den Bau von Moscheen« oder den »Karikaturenstreit«, um die »Darstellung von Muslimen in Medienberichten« und den »Grenzenlose[n] Hass im Internet«. Dabei ragen die Beiträge von Heiner Bielefeldt über »Das Islambild in Deutschland« (S. 173–206) und Birgit Romelspacher über »Ideologiekritik und antimuslimische Positionen« (S. 447–469) heraus.

Bielefeldt behandelt das komplexe Ursachengeflecht der »Vorbehalte gegenüber Muslimen« wie die »Vielfalt der Vorstellungen, Grundhaltungen und Lebensformen« von Musliminnen und Muslimen in Deutschland (S. 174 und 183). Er verweist auf eine verbreitete Tendenz zur Entdifferenzierung und die damit einhergehende »aggressiv-kulturkämpferische Zuspitzung« des »Begriff[s] der Aufklärung« (S. 187) und diskutiert die »schwierige Grenzziehung zwischen Islamkritik und Islamophobie« (S. 194), zu der sein Beitrag längere Überlegungen enthält (S. 188ff.).<sup>33</sup> Mit ihr seien »nicht etwa generelle

33 Der Begriff knüpft ersichtlich an den der »Xenophobie« an und ist entsprechend problematisch. In der deutschen Diskussion ist er vor allem von der Gruppe um Wilhelm Heitmeyer verbreitet worden, die seit 2002 unter dem Titel »Deutsche Zustände« Berichte über »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« veröffentlicht. Zunächst wird dabei Islamophobie als »Islamphobie« theoretisch unter »Heterophobie« gefasst – als »Abwertung all jener, die Gruppen angehören, die von der ›Norm‹ abweichen« (und damit als eine Form der Diskriminierung betrachtet, wie sie auch »Homosexuelle, Behinderte und Obdachlose« betrifft). Vgl. *Wilhelm Heitmeyer*, Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und erste empirische Ergebnisse, in: *ders.* (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 1*, Berlin 2002, S. 15–34, hier: S. 20. Verortet wird diese Form der Phobie in einem Netz von Mustern gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, zu denen »Rassismus«, »Fremdenfeindlichkeit«, »Antisemitismus«, »Islamphobie«, »klassischer Sexismus« und »Heterophobie« zählen; ebd., S. 23. In einem ersten theoretisierenden Beitrag wird ein Jahr später auf die Ableitung der Kategorie von »Xenophobie« verwiesen und »Islamphobie« so charakterisiert, dass sie »generelle ablehnende Einstellungen gegenüber muslimischen Personen und allen Glaubensrichtungen, Symbolen und religiösen Praktiken des Islams« umfasse. Zur Operationalisierung werden »(d)rei Aspekte der Islamphobie« unterschieden: »a) generelle Ablehnung, d. h. eine angstbesetzt ablehnende und abwehrende Haltung gegenüber Muslimen [...], b) kulturelle Abwertung, d. h. die pauschale negative Beurteilung islamischer Kultur und Wertvorstellungen, sowie c) distanzierende Verhaltensabsichten gegenüber Muslimen«. Vgl. *Jürgen Leibold/Steffen Kühnel*, Islamphobie. Sensible Aufmerksamkeit für spannungsreiche Anzeichen, in: *Wilhelm Heitmeyer* (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 2*, Berlin 2003, S. 100–119, hier: S. 101. Im nächsten Bericht wird aus der »Islamphobie« umstandslos und ohne Erklärung die »Islamophobie« abgeleitet. Vgl. *Wilhelm Heitmeyer*, Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und empirische Ergebnisse aus den Jahren 2002, 2003 und 2004, in: *ders.* (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 3*, Berlin 2005, S. 13–36, hier: S. 15. Das zusätzliche »o« wird auch ein Jahr später bei weiteren theoretischen Überlegungen zum Begriff nicht angesprochen. Vgl. *Jürgen Leibold/Steffen Kühnel*, Islamophobie. Differenzierung tut not, in: *Wilhelm Heitmeyer* (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 4*, Berlin 2006, S. 135–155. An zusätzlichen Erläuterungen gibt es dafür Hinweise zur »In-group/out-group«-Beziehung: »Unser Konzept der Islamophobie beruht auf negativen Einstellungen und Verhaltensintentionen gegenüber einer Gruppe, zu der man selbst nicht gehört. Eine solche Gruppe wird in den Sozialwissenschaften als Fremdgruppe oder out-group bezeichnet, die in der Abgrenzung zur eigenen Gruppe oder in-group gesehen wird. Konflikte zwischen in- und out-

Ängste vor dem Islam (wie das Wort fälschlich suggeriert), sondern negativ-stereotype Haltungen gegenüber dem Islam und seinen tatsächlichen oder mutmaßlichen Angehörigen« gemeint (S. 188). In der damit einhergehenden »entindividualisierenden und depersonalisierenden Sichtweise« zeige sich eine »Analogie zu rassistischen Stereotypen«, weswegen »Islamophobie« auch als »Variante von Kulturrassismus« bezeichnet würde (S. 189).

Rommelspacher setzt sich am Beispiel von Necla Kelek und Seyran Ateş mit »antimuslimischen Positionen« von »muslimische[n] Kritikerinnen« auseinander, die nicht zuletzt deswegen weitreichend Gehör fänden, weil sie »auf drängende Probleme wie Gewalt und Unterdrückung gegenüber Frauen und politische Radikalisierungen aufmerksam« machen (S. 447 und 466f.). Dabei gleicht sie die Aussagen der Autorinnen mit den Daten aus vorliegenden Untersuchungen ab, stellt erhebliche Diskrepanzen fest und behandelt die dafür verantwortlichen Argumentationsstrategien. Dazu gehöre in erster Linie der »Kulturalismus«, der soziale Diskriminierung in kulturelle Wertmuster transformiere und damit »soziale Faktoren unsichtbar« mache (S. 459). Solche »Kulturalisierungstendenzen« sieht Rommelspacher nicht nur bei den von ihr diskutierten Autorinnen, »sondern auch in der seriösen Forschung«, wo sie unter anderem darin zum Ausdruck kämen, bestimmte Verhaltensweisen nichtmuslimischer Gruppen mit sozialen Indikatoren zu erklären, während bei muslimischen Gruppen »der Islam« verantwortlich gemacht würde.

Zwar spricht Rommelspacher in diesem Zusammenhang auch vom »antimuslimischen Rassismus« (S. 463), und Werner Ruf schreibt über »das neue Feindbild« der »Muslime« von »Rassismus, der das alte antisemitische Klischee auf »den Islam« projiziert« (S. 124). Doch der Begriff »Rassismus« wird im gesamten Band nirgendwo entfaltet und in Relation zu anderen Kategorien gesetzt. Zwar erklären Y. Michael Bodemann und Gökçe Yurdakul, dass »[t]ürkische Einwanderer in Deutschland [...] ihre Diskurse analog zum deutsch-jüdischen Narrativ« entwickeln, um »Strategien gegen Rassismus – inklusive Antisemitismus – auszuarbeiten« (S. 239). Aber die Beziehungen der verwendeten Begriffe werden nicht weiter diskutiert. Zwar wird von Heiner Bielefeldt darauf hingewiesen, dass Étienne Balibar den »Kulturalismus« als »»Rassismus ohne Rassen« bezeichnet hat« (S. 105), ohne dass diese Perspektive allerdings weiter verfolgt würde.<sup>34</sup>

Hieran wird deutlich, wie weit die Rassismuskonstruktion noch von einem auch nur annähernd paradigmatischen Schlüsselbegriff ihrer Recherche entfernt ist. Die dabei zwischen Kulturalismus und Rassismus gemachten Unterschiede beruhen nicht zuletzt auf einer unvollendeten Diskussion des Rassenbegriffs, die zwar behauptet, »Rasse« als soziale Konstruktion zu verstehen, gegenüber vergleichbaren Konstruktionen dann aber nicht das durch den Rassenbegriff naturalisierte soziale Verhältnis, sondern den von diesem hypostasierten Naturbezug anführt. Diese Unschärfe gibt es auch in der Argumentation von Birgit Rommelspacher. Sie kommt in ihrer Behandlung der Tatsache zum Ausdruck, dass »in Bezug auf den antiislamischen Rassismus [...] die Frage diskutiert« werde, »ob er als Rassismus gelten könne, da es sich ja »nur« um religiöse und kulturelle Unterschiede handle«. Die Antwort betont, dass die »biologischen Unterschiede« für Rassismus nicht »wesentlich« seien, »Rassenkonstruktion« vielmehr ein »Rassifizierungsprozess« wäre, der »soziale, kulturelle oder religiöse Unterschiede in »natürliche« zu verwand-

---

group basieren oft auf latenten oder offenen Auseinandersetzungen um Ressourcen oder bestehende Werte, Ziele und Hierarchien einer Gesellschaft«; ebd., S. 138. Der Beitrag von *Jürgen Leibold* (im hier besprochenen Band, S. 149–158) über »Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie« knüpft ohne weitere Begriffsdiskussion hieran an.

34 Auch *Law, Racism and Ethnicity*, S. 147, verwendet den Begriff »anti-Muslim racism«, ohne ihn zu spezifizieren.

deln« trachte. Um einen solchen Prozess handle es sich auch beim »antiislamischen Rassismus«.<sup>35</sup>

Balibars Metapher vom »Rassismus ohne Rassen« wird mithilfe der Kategorie der »racialisation« (Rassisierung/Rassifizierung) dahingehend ausgelegt, dass Kulturalismus dann zum Rassismus werde, wenn die kulturell Diskriminierten anderen rassisiert, zur Quasirasse gemacht würden. »Racialization«, so heißt es in einer knappen lexikalischen Definition, »is the extension of racial meaning to a previously racially unclassified relationship, social practice, or group«.<sup>36</sup> Der Antiislamismus betreibt aber in der Regel keine oder höchstens eine bedingte Übertragung »rassistischer« Motive auf religiöse Gruppen. Er bedient sich vielmehr rassistischer Ausgrenzungsmotive, die eine sehr viel ältere Tradition haben als die Rassentheorie. Die anderen gelten ihm bestenfalls als unaufgeklärte Barbaren, schlimmstenfalls als Repräsentanten des Bösen.

Vergleichbare Entwicklungen gibt es beim *antiirischen Rassismus*. Auch seine Datierung zeigt, dass die Rassismusforschung höchst unterschiedliche Vorstellungen von ihrem Gegenstand hat. Die historischen Angaben schwanken zwischen dem 12. und dem 19. Jahrhundert: Michael Pickering datiert die rassistische Diskriminierung der Iren ins 19., Noel Ignatiev ins 18., Theodore W. Allen ins 17. und Leonard P. Liggio ins 16. Jahrhundert. Hazel Waters geht gar bis ins 12. Jahrhundert zurück.<sup>37</sup> William Pettys Beitrag zum Rassismus ist grob in der Mitte dieses Zeitraums anzusiedeln. Obwohl er wahrscheinlich als erster den Begriff »Rasse« in seiner modernen Bedeutung verwendete und dabei nicht zuletzt von seinen irischen Erfahrungen geprägt wurde, ist auch sein Beitrag zum Rassismus nicht unstrittig.<sup>38</sup>

35 Birgit Rommelspacher, Was ist eigentlich Rassismus?, in: Claus Melter/Paul Mecheril (Hrsg.), Rassismuskritik, Bd. 1: Rassismustheorie und -forschung, Schwalbach 2009, S. 25–38, hier: S. 27f.; obwohl Rommelspacher an anderer Stelle sogar von einem »religious turn« der Einwanderungsdebatte spricht, hat das keine Konsequenzen auf ihren Umgang mit dem Begriff des Rassismus – vgl. Birgit Rommelspacher, Emanzipation als Konversion. Das Bild von der Muslima im christlich-säkularen Diskurs, in: Ethik und Gesellschaft 2010, H. 2, URL: <<http://www.ethik-und-gesellschaft.de/dynasite.cfm?dsmid=107215>> [15.4.2012].

36 Khyati Joshi, Racialization, in: Pyong Gap Min (Hrsg.), Encyclopedia of Racism in the United States, Westport, CT 2005, Bd. 2, S. 509–510, hier: S. 509.

37 Vgl. Michael Pickering, Stereotyping. The Politics of Representation, Basingstoke/New York 2001, S. 137; Noel Ignatiev, How the Irish Became White, London/New York 1995, S. 35; Theodore W. Allen, The Invention of the White Race, Bd. 1: Racial Oppression and Social Control, London/New York 1994, S. 51; Leonard P. Liggio, English Origins of Early American Racism, in: Radical History Review 3, 1976, H. 3, S. 1–36, hier: S. 1; Hazel Waters, The Great Famine and the Rise of Anti-Irish Racism, in: Race and Class 37, 1995, H. 1, S. 95–108, hier: S. 95.

38 Auch in der neuesten Literatur wird hinsichtlich der ersten Verwendung des Rassenbegriffs der tradierte Hinweis auf François Bernier fortgeschrieben, obwohl seit Langem bekannt ist, dass William Petty schon früher deutlich weiter gehende Überlegungen angestellt hat. Vgl. zu Bernier Christian Koller, Rassismus, Paderborn 2009, S. 25f.; Nell Irvin Painter, The History of White People, New York/London 2010, S. 43f.; Thomas Nutz, »Varietäten des Menschengeschlechts«. Die Wissenschaft vom Menschen in der Zeit der Aufklärung, Köln/Weimar etc. 2009, S. 126; zu Petty vgl. bereits Margaret T. Hodgen, Early Anthropology in the Sixteenth and Seventeenth Centuries, Philadelphia 1964, S. 420ff.; James Sydney Slotkin (Hrsg.), Readings in Early Anthropology, Chicago 1965, S. 86ff.; Winthrop D. Jordan, White Over Black. American Attitudes Toward the Negro, 1550–1812, Chapel Hill 1968, S. 224f.; sowie Peter Linebaugh/Marcus Rediker, The Many-Headed Hydra. Sailors, Slaves, Commoners, and the Hidden History of the Revolutionary Atlantic, Boston 2000, S. 139; Gary Taylor, Buying Whiteness. Race, Culture, and Identity from Columbus to Hip-Hop, Basingstoke/New York 2005, S. 269f.; Helena Woodard, African-British Writings in the Eighteenth Century. The Politics of Race and Reason, Westport, CT 1999, S. 1ff.

Zur Klärung des Sachverhalts trägt die Studie von Ted McCormick leider nichts bei. Zwar setzt sie den Schwerpunkt der Diskussion auf Pettys politische Arithmetik.<sup>39</sup> Die Auseinandersetzung mit dessen Äußerungen zu Iren, afrikanischen Sklaven und amerikanischen Indianern sowie zur Kette der Schöpfung und zu Fragen der Rasse gehört in deren Kontext. Weil sie ohne rassismustheoretische Grundlagen erfolgt, kommt sie jedoch zu einigen fragwürdigen Ergebnissen.<sup>40</sup>

Der philosophisch-pragmatische und politisch wendige Petty war zweifellos ein früher Protagonist des »social engineering« (S. 163). Das galt für seine instrumentelle Sicht der Politik wie für seine eigene Karriereplanung. Als Kind aus bescheidenen Verhältnissen akkumulierte er durch eigene Anstrengung und die Empfehlungen anderer genug kulturelles Kapital, um es zum Lecturer für Anatomie in Oxford zu bringen. Anschließend nutzte er die gewaltsame Kolonialisierung Irlands, um als Arzt in Cromwells Armee am Irlandfeldzug teilzunehmen und sein ökonomisches Kapital zu mehren: »At age twenty-nine he had been a callow young physician [...]. At thirty-six he was a wealthy landowner« (S. 117). Während der Restauration schließlich machte sich sein soziales Kapital nachhaltig bezahlt: Er wurde Gründungsmitglied der Royal Society und der Dublin Philosophical Society – und er wurde zum Ritter geschlagen (S. 148ff., 169 und 123).

Seine politische Arithmetik entwickelte Petty am irischen und amerikanischen Beispiel. Dabei betrieb er »biopolitics« avant la lettre« (S. 303) und schlug vor, Ethnien wie Geschlechter in großen Zahlen gewaltsam umzusiedeln. Um den Iren das Irischsein auszutreiben, wollte er einerseits zwanzigtausend junge irische Frauen nach England schaffen, die dort von englischen Männern englische Kinder bekommen würden, und zwanzigtausend englische Frauen nach Irland bringen, die ihre Kinder von irischen Männern englisch großziehen würden (S. 194). Um die Besiedlung Amerikas durch »Weiße« zu fördern, schlug er vor, die Kolonisten sollten indianische Mädchen aufkaufen, die noch keine sieben Jahre alt wären, sie englisch erziehen und dann, notfalls auch in Polygamie, zu Frauen nehmen (S. 239).

Weil McCormick Rassismus an Rasse bindet und diese essenzialistisch versteht, haben solche Pläne für ihn weder etwas mit Rasse noch mit Rassismus zu tun – denn »[e]ssential biological differences [...] would make nonsense of demographic transmutation« (S. 229). Allerdings weisen seine Quellen in eine andere Richtung. Petty unterteilt nämlich die amerikanische Bevölkerung in »Indians«, »Whites« und »Blacks«. Dabei bezieht er den Wert letzterer als Sklaven in den Wert des englischen Handels ein, rechnet sie aber nicht zur Bevölkerung, denn »from Petty's perspective they were goods, not people« (S. 232). Daher kommt er auch nicht auf die Idee, afrikanische Sklavinnen in seine bevölkerungspolitischen Überlegungen einzubeziehen.

39 *Ted McCormick*, *William Petty. And the Ambitions of Political Arithmetic*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2009, 364 S., geb., 72,00 £.

40 Auf die eher skurrilen Überlegungen des Autors zum Verhältnis von Petty und Marx sei an dieser Stelle nur am Rande verwiesen. Sie beginnen auf der ersten Seite seines Buchs mit dem Hinweis darauf, dass Marx Petty als »the founder of political economy« betrachtet hätte, und enden auf der letzten Seite mit der These, Petty »would certainly have agreed with the last of Marx's ›Theses on Feuerbach«; ebd., S. 1 und 312. Zwar trifft zu, dass Marx Pettys Leistung für die Grundlegung modernen ökonomischen Denkens würdigte. Als er ihn einen »denkkühne[n], aber grundfrivole[n] Armeechirurgus« nannte, »der ebenso geneigt war, unter Cromwells Ägide in Irland zu plündern, als von Karl II. den nötigen Baronettitel für den Plunder zu erkriechen« (*Karl Marx*, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, in: *ders./Friedrich Engels*, *Werke* [MEW], Bd. 13, Berlin 1961, S. 3–160, hier: S. 39), tat er das aber mit der gebotenen Ambivalenz. Und auf keinen Fall meinte er mit der Perspektive der elften Feuerbachthese die von Petty nicht zuletzt zum eigenen Vorteil angestrebten Veränderungen der Welt. Vgl. *Karl Marx*, *Thesen über Feuerbach*, in: MEW, Bd. 3, Berlin 1958, S. 533–535, hier: S. 535.

Seine Pläne teilen die Grundstruktur des sich gerade erst entwickelnden modernen Rassismus, dessen Rassenbegriff natürliche und kulturelle Elemente verband. Petty kann deswegen ein breites Spektrum an Diskriminierung mit unterschiedlichen rassistischen Optionen verbinden. Das zeigt etwa seine Planung zur Vermehrung weißer Siedler, deren Differenzierung McCormick hätte auffallen müssen. Schwarze Sklavinnen zieht Petty nämlich nicht als Frauen für Kolonisten in Betracht. Und was die Indianerinnen anbelangt, so will er sie vor ihrer Verheiratung durch eine Form der Kindswegnahme entindianisiert wissen. Später wird diese Handlung zu den Kriterien gehören, anhand derer die Vereinten Nationen den Tatbestand des Genozids definieren.

Eine vergleichbare Politik empfiehlt die politische Arithmetik auch gegenüber den Iren. Deren biologische Ausstattung hält Petty zwar für ›normal‹ und erklärt: »For their Shape, Stature, Colour, and Complexion, I see nothing in them inferior.«<sup>41</sup> Trotzdem sieht er sich berechtigt, bei der volkswirtschaftlichen Berechnung des irischen Bevölkerungsverlusts während der Eroberung durch England, den Wert der Iren an dem von schwarzen Sklaven zu orientieren: »value the people who have been destroyed in Ireland, as Slaves and Negroes are usually rated«.

Petty hält die Iren für kulturell derart minderwertig, dass er ihnen für den Fall, dass sie sich einer Anglisierung widersetzen sollten, eine kulturelle Auslöschung androht, die ihm einen Ehrenplatz in der Galerie der Völkermörder eingebracht hätte:

»To have 100 of the cheife handd. 1000 sold to Algier. 5000 sent to America. 10,000 exchanged for French Protestants. 150<sup>m</sup> families transplanted into Great Brittain. No papists allowd. No trust nor preferment. 2½ millions of Lands taken away. Their names, Language, Genealogyes, Custums, quite abolished.«<sup>42</sup>

Es steht zu befürchten, dass McCormick auch dann nicht zu einer anderen Einschätzung solcher Überlegungen gekommen wäre, wenn er die Hinweise auf Petty in der einschlägigen Sekundärliteratur zur Entstehung des modernen Rassismus zur Kenntnis genommen hätte. Denn der Autor behauptet auch von Pettys wichtigstem Beitrag zum modernen Rassismus, dass dieser nichts mit der späteren Entwicklung der Rassentheorie zu tun hätte (S. 229). Tatsächlich enthält er aber nahezu alle für diese charakteristischen Merkmale. Zwar unterscheidet Petty begrifflich nicht systematisch zwischen »sorts«, »species« und »races«. Doch nimmt er praktisch alle wesentlichen Kriterien der rassentheoretischen Menschenteilung (von der Hautfarbe über den Gesichtswinkel bis zur Schädelform) vorweg, stellt die durch die Sklaverei motivierte Unterscheidung von ›Weißen‹ und ›Schwarzen‹ ins Zentrum seiner Rasseneinteilung und verbindet dabei körperliche Charakteristika mit mentalen Fähigkeiten:

»the Europeans do not only differ from the [...] Africans in Collour, which is as much as white differs from black, but also in their Haire [...] in the shape of their Noses, Lipps and cheek bones, as also in the very outline of their faces & the Mould of their skulls. They differ also in their Naturall Manners, & in the internall Qualities of their Minds.«<sup>43</sup>

## II. RASSEN UND RASSISMEN

In seiner Übersicht zum Thema »Race and Ethnicity« hat Ian Law die Rolle Pettys bei der Formulierung des Rassenbegriffs übersehen und erwähnt stattdessen François Bernier

41 *William Petty*, *The Political Anatomy of Ireland*, in: *Charles Henry Hull* (Hrsg.), *The Economic Writings of Sir William Petty*, Bd. 1, Cambridge 1899, S. 121–231, hier: S. 201; zum Folgenden vgl. ebd., S. 152.

42 *William Petty*, *The Ship of Ireland Between Scilla and Charybdis*, in: *The Petty Papers. Some Unpublished Writings of William Petty*, hrsg. v. Marquis of Landsdowne, Bd. 1, London 1927, S. 56.

43 *William Petty*, *The Scale of Animals*, in: ebd., S. 25–34, hier: S. 31.

(S. 9).<sup>44</sup> Das mag aus seiner Sicht nicht weiter problematisch sein – gehört er doch zu jenen Autoren, die von einer globalen und langanhaltenden Bedeutung des Rassedenkens ausgehen. Rassismus gilt ihm deswegen als »planetary challenge«, die von Anfang an mit »the development of archives of race thinking« einhergegangen wäre, welche nicht nur von Vorstellungen einer »racial superiority« im antiken Athen und »racial distinctions« im europäischen Mittelalter bis in die Neuzeit reichten (S. 2–5), sondern mit der »formation of ideas of race across a range of continental contexts« auch Ausdruck der »longevity and variety of global race thinking« wären, dessen Traditionen sich ebenfalls in China und Japan weit zurückverfolgen ließen (S. 8–11).

Die Crux dieses Konzepts ist nicht sein umfassender Ansatz, sondern dessen Bindung an die Idee der Rasse. Die Konstruktion von Menschenrassen erfolgte in einem langen und mehrstufigen Prozess. Seine Anfänge wurden durch die Entstehung des europäischen Kolonialismus und der transatlantischen Sklaverei geprägt. In deren Verlauf traten zu traditionellen Diskriminierungen neue Elemente hinzu. Dabei entwickelte sich Hautfarbe nach und nach zu einem Faktor der Abgrenzung. Darauf aufbauend entstand die Vorstellung von Menschenrassen, und Rasse wurde zu einer wissenschaftlichen Kategorie erklärt. Anschließend machte seine Verallgemeinerung das Rassenkonzept zur Grundlage zahlreicher Wissenschaften. Gleichzeitig wurde es popularisiert und propagierte Vorstellungen eines »weißen« Suprematismus, der auch den unteren Klassen den Zugang zur »Herrenrasse« erlaubte.

Das heißt nicht, dass es vorher und andernorts keinen Rassismus gegeben hätte. Aber der benutzte andere Muster der Diskriminierung und konstruierte Barbaren, Monster, Verdammte, Unreine oder Wilde. Diese waren ebenso kulturell geprägt wie die anschließend entstandenen Menschenrassen. Doch obwohl Rasse in der Rassismusforschung heute allgemein als soziale Konstruktion betrachtet wird, greifen bei der Umsetzung dieses Konzepts häufig reifizierende naturalistische Bestandteile des kritisierten Rassedenkens.

In Laws Überblick zur Geschichte des Rassismus führt das immer wieder zu falschen und verkürzten Darstellungen. So wird etwa der Hamitische Mythos daraus hergeleitet, dass »[a]ncient Hebrews thought interbreeding between different natural kinds abhorrent«, und gegen den Wortlaut der Schrift (wo von Hautfarben nicht die Rede ist) behauptet, die »biblical story involved God cursing black Africans with eternal slavery« (S. 5). Tatsächlich war es genau umgekehrt: Die Legitimation der Sklaverei wurde in dem Maße, in dem im Mittelmeerraum die Zahl versklavter Afrikaner zunahm, auch in der rabbinischen Literatur um das Element der Hautfarbe ergänzt.<sup>45</sup> In dieser Form wurde die Geschichte im östlichen Mittelmeerraum verbreitet – »whether in Arabic by Muslims or in Syriac by Christians. The increasing reliance on the Curse coincides with the increasing numbers of Blacks taken as slaves into the Islamic world.«<sup>46</sup> Im ausgehenden 15. Jahr-

44 Law, Racism and Ethnicity.

45 Vgl. *Abraham Melamed*, *The Image of the Black in Jewish Culture. A History of the Other*, London/New York 2003; auch hier wird darauf hingewiesen, dass die »identification of Ham and his sons as dark skinned and naturally destined to slavery is post-biblical«; ebd., S. 55. Die hoch kontrovers aufgenommene Studie ist seit 2010 als Nachauflage im Digitaldruck wieder zugänglich gemacht worden: *ders.*, *The Image of the Black in Jewish Culture. A History of the Other* (Routledge Jewish Studies Series), London/New York 2010, 296 S., brosch., 26,00 £. Leider haben Autor und Verlag darauf verzichtet, dabei auf die Kritik einzugehen oder hinzuweisen. Vgl. unterschiedliche Positionen bei *David M. Goldenberg*, *The Image of the Black in Jewish Culture* (Rezension zu Melamed), in: *Jewish Quarterly Review* 93, 2003, S. 557–579; *Jonathan Schorsch*, (Rezension zu Melamed), in: *Jewish History* 21, 2007, S. 209–215.

46 *David M. Goldenberg*, *The Curse of Ham. Race and Slavery in Early Judaism, Christianity, and Islam*, Princeton, NJ 2003, S. 174; vgl. auch *Jonathan Schorsch*, *Jews and Blacks in the Early Modern World*, Cambridge/New York etc. 2004, und *Bernard Lewis*, *Race and Slavery in the Middle East. An Historical Enquiry*, Oxford/New York etc. 1990, S. 123ff.

hundert taucht die Legende in der portugiesischen Literatur bei Gomes Eanes de Zurara auf, für den »the blacks were of the sinful race of Ham«. <sup>47</sup> Schließlich wurde sie in den USA zu einem zentralen Argument für die Rechtfertigung der Sklaverei, das noch lange nach der Durchsetzung des Rassenbegriffs eine bedeutsame Rolle spielte. <sup>48</sup>

Während Laws Darstellung hier dem Naturalismus des Rassenbegriffs explizit erliegt, geht sie ihm bei der Schilderung seiner Entwicklung zur Grundlage wissenschaftlichen Denkens implizit auf den Leim. Sie wird offenbar ausschließlich von Naturwissenschaftlern wie Carl Linnaeus, Johann Friedrich Blumenbach und Georges Cuvier organisiert (S. 30), und Philosophen wie John Locke, Montesquieu oder Immanuel Kant haben anscheinend so wenig damit zu tun, dass sie es noch nicht einmal ins Register schaffen. <sup>49</sup>

Trotz des unkritischen Umgangs mit dem Rassenbegriff macht der Autor immer wieder klar, »that racial and ethnic conflicts are not natural or primordial«; »cultural and ethnic groups cannot be defined by biology or kinship«, weil sie »socially constructed« sind (S. 233). Das Verdienst seiner Arbeit besteht nicht nur darin, zur Diskussion der Reichweiten rassistischer Diskriminierung beizutragen. Diese wird auch hinsichtlich zahlreicher ihrer Dimensionen wie europäischer und außereuropäischer Rassismen, Kolonialismus und Sklaverei, traditionelle Rassentheorien und Eugenik, moderne Rassenmedizin und Biokolonialismus, ethnische Konflikte und Genozide, Antisemitismus, Antiziganismus und Antislawismus, Migration und Menschenhandel verdeutlicht.

Einen deutlich engeren Ansatz verfolgen die Überlegungen Steve Martinots zum Prozess der Rassisierung. <sup>50</sup> Auch hier spielt der Rassenbegriff eine entscheidende Rolle, wird aber sehr viel stärker begrenzt und als die moderne Kategorie verstanden, die er ist. Außerdem wird er auf die Untersuchung US-amerikanischer Verhältnisse und die Kritik des »weißen« Suprematismus fokussiert. Die Stärken der Analyse liegen dabei in der Behandlung von Rassismus als sozialem Verhältnis und in der Betonung intersektioneller Verknüpfungen rassistischer Diskriminierung. »Race« wird als »social act«, als »something that one group of people does to others« verstanden (S. 96 und 10f.). Entsprechende Untersuchungen müssten sich deswegen auf die mit der Produktion und Reproduktion von »Rassen« verbundenen Handlungen wie auf deren strukturelle Hintergründe und Folgen beziehen. Die Untersuchung von »racism as something that is only based on prejudice« (S. 63) sei unzureichend.

47 Vgl. *Alastair C. de Cusance Morant Saunders*, *A Social History of Black Slaves and Freedmen in Portugal 1441–1555*, Cambridge/New York etc. 1982, S. 38.

48 Vgl. *Stephen R. Hayens*, *Noah's Curse. The Biblical Justification of African Slavery*, Oxford/New York etc. 2002.

49 Zum Rassismus bei Locke vgl. unter anderem *John Armitage*, John Locke, Carolina, and the »Two Treatises of Government«, in: *Political Theory* 32, 2004, S. 602–627; *Barbara Arneil*, John Locke, Natural Law and Colonialism, in: *History of Political Thought* 13, 1992, S. 587–603; *Robert Bernasconi*, Proto-Racism. Carolina in Locke's Mind, in: *Racism and Modernity. Festschrift for Wulf D. Hund*, hrsg. v. *Sabine Ritter/Iris Wigger*, Wien/Zürich etc. 2011, S. 68–82; *Robert Bernasconi/Anika Maaza Mann*, The Contradictions of Racism. Locke, Slavery, and the Two Treatises, in: *Andrew Valls* (Hrsg.), *Race and Racism in Modern Philosophy*, Ithaca, NY 2005, S. 89–107; *Wayne Glasser*, Three Approaches to Locke and the Slave Trade, in: *Journal of the History of Ideas* 51, 1990, S. 199–216; zum Rassismus bei Montesquieu vgl. unter anderem *Laurent Estève*, *Montesquieu, Rousseau, Diderot: du genre humain au bois d'ébène. Les silences du droit naturel*, Paris 2002; *Louis Sala-Molins*, *Dark Side of the Light. Slavery and the French Enlightenment*, Minneapolis, MN 2006; *ders.*, *Le Code Noir ou le calvaire de Canaan*, Paris 1987; zum Rassismus bei Kant vgl. die weiter unten angeführten Literaturhinweise.

50 *Steve Martinot*, *The Machinery of Whiteness. Studies in the Structure of Racialization*, Temple University Press, Philadelphia, PA 2010, 232 S., kart., 26,95 \$; die meisten Beiträge dieses Bandes sind modifizierte Versionen schon zuvor erschienener Artikel.

Bei der Suche nach den Ursprüngen des modernen Rassismus verweist Martinot auf die Intersektionalität von Klasse, Geschlecht und Rasse. Er geht davon aus, dass in Nordamerika die »degradation of African motherhood« den ersten Schritt zur Rassisierung bedeutet habe. Bezugspunkt ist die Gesetzgebung in Virginia, die 1662 bestimmte, »that all children born in this country shall be held bond or free only according to the condition of the mother«. Die patriarchalischen Gesetzgeber waren dazu übergegangen, die ihnen bislang natürlich erscheinende Abkunft der Kinder vom Vater auf die Mütter zu verlagern. Sie schrieben auch auf, warum: Es ging ihnen vor allem um »children got by any Englishman upon a negro woman« und damit um zukünftige Sklavinnen und Sklaven. Diese wurden in Virginia von Anfang an mit dem spanischen Lehnwort »negro« bezeichnet<sup>51</sup>, während sich die Kolonialisten zunächst selbst Engländer oder Christen nannten, bis in einem Gesetz von 1691 die Formulierung »English or other white man or woman« auftauchte (S. 39–41).

Gleichzeitig zeigt sich in diesem Zusammenhang auch eine Schwäche der Arbeit, die in ihrem engen Rassismusverständnis wurzelt. Der Autor meint, dass »a structure of racialization could not have existed when race was first invented«. Da die frühen Kolonisten in Nordamerika noch keine Vorstellung von »Rasse« hatten, »whatever prejudice some of the English might have felt could not have been a racial prejudice« (S. 45). An diesen Überlegungen stimmt zwar der Hinweis auf das Fehlen eines Rassenkonzepts. Weil sie auf dieses aber fest fixiert sind, fragen sie nicht nach anderen Mustern der Legitimation von Landnahme und Sklaverei. Die Intersektionalität von Kategorien sozialer Diskriminierung sollte aber für synchrone und diachrone Überlagerungen untersucht werden, um die von ihnen erzeugte »matrix of domination«<sup>52</sup> möglichst vollständig erfassen zu können. So sahen sich die Gesetzgeber in Virginia noch nach dem von Martinot angeführten Bestimmungen 1667 zu der Festlegung gezwungen, »that baptism does not alter the condition of the person as to his bondage of freedom«. <sup>53</sup> Alte religiöse und neue rassenbezogene Legitimationen existierten offensichtlich nebeneinander.<sup>54</sup>

Dass und wie sie auch später noch verbunden wurden, zeigt in dem schon angesprochenen Band über Rassismus in der modernen Welt Claudia Bruns in ihrer Studie über »Wilhelm Marr and the Interrelationships between Colonial Racism and German Anti-

51 *Jordan*, *White Over Black*, S. 61.

52 *Patricia Hill Collins*, *Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness and the Politics of the Women's Movement*, Boston, MA 1990, S. 224; zum Thema »Intersektionalität« vgl. unter anderem *Floya Anthias/Nira Yuval-Davis*, *Racialized Boundaries. Race, Nation, Gender, Colour and Class and the Anti-racist Struggle*, London/New York 1992; *Michelle Tracy Berger/Kathleen Guidroz* (Hrsg.), *The Intersectional Approach. Transforming the Academy Through Race, Class & Gender*, Chapel Hill, NC 2009.

53 *A. Leon Higginbotham, Jr.*, *In the Matter of Color. Race and the American Legal Process. The Colonial Period*, Oxford/New York etc. 1978, S. 36f.

54 Mit derlei Differenzierungen muss sich *Ronald E. Hall*, *An Historical Analysis of Skin Color Discrimination in America. Victimism Among Victim Group Populations*, Springer Wissenschaftsverlag, New York/Heidelberg etc. 2010, IX + 200 S., geb., 96,25 €, gar nicht erst aufhalten, weil er »Eurocentrism« als »intellectual extension of prehistoric Caucasian aggression« (S. 194f.) begreift. In Anlehnung an die skurrilen Thesen von Michael Bradley (*Michael Bradley*, *The Iceman Inheritance. Prehistoric Sources of Western Man's Racism, Sexism and Aggression*, Toronto 1978) wird eine aus der Vorgeschichte bis in die Gegenwart reichende Entwicklung unterstellt, in der die ererbten Aggressionen von »the lighter-skinned descendants of prehistoric Caucasians« (S. 186) in einen »unprecedented effort to colonize the entire non-white world« (S. 187) mündeten. Die Auseinandersetzung des Autors mit auf Hautfarben und ihren Schattierungen beruhenden Diskriminierungen, die von Gruppen ausgehen, welche selbst vom Farbrassismus betroffen sind, wird nicht nur durch solche Spekulationen entwertet. Sie leiden auch unter einer unsystematischen Argumentation und dem pauschalen, weder nachvollziehbaren noch überprüfbaren Nachweis von Quellen.



Semitism«.<sup>55</sup> Während das Standardwerk zum »Stammvater des Antisemitismus« den mehrjährigen Amerikaaufenthalt Marrs als bloßes Datum behandelt<sup>56</sup>, kann die Autorin überzeugend nachweisen, dass »Marr's ›colonial experience‹ became a decisive factor in his metamorphosis from a radical democrat and religious anti-Judaist to a racial anti-Semit«. Marr nannte die Juden schließlich eine »Mischlingsraçe«, in die »sich auch Negerblut [...] einzuschmuggeln verstand«. Allerdings sprach er im selben Atemzug vom Gegensatz von »Germanen und Orientalen«, was verdeutlicht, dass die Analysen zur Intersektionalität rassistischer Diskriminierungen an seinem Beispiel noch weiter vorangerieben werden können.<sup>57</sup>

Auch bei der Rezeption des modernen Rassismus außerhalb Europas kam es sowohl zu Überlagerungen mit älteren Mustern der Diskriminierung als auch zu Umformungen der übernommenen Rassenkonstruktion. Das galt zumal in China und Japan, wo es lange Traditionen der Herabminderung anderer gab. Wie Gotelind Müller zeigt, wurde das vorhandene Diskriminierungspotenzial nicht einfach durch die Übernahme des Rassedenkens ersetzt, sondern dieses wurde den eigenen kulturellen Traditionen von »Chineseness« angepasst, wobei die »gelbe Rasse« (um »the Turkish, Hungarians, and ›other European Yellows«) erweitert wurde und um das Zentrum der »Han-Rasse« gruppiert (S. 236–254). Auch in Japan wurden, wie Urs Zachmann ausführt, Anleihen aus dem westlichen Rassedenkens teils direkt und modifiziert übernommen, teils nicht zuletzt je nach Interessenlage instrumentalisiert oder kritisiert (S. 255–280).

Umgekehrt hatte auch »whiteness« keineswegs starre Grenzen, sondern war vor allem »[i]n settler colonies [...] imagined as both a powerful and fragile human category«. Ein besonders drastisches Beispiel dafür bot Australien. Hier kam es, wie Gregory Smithers verdeutlicht, nicht nur zu heftigen Auseinandersetzungen um »the right kind of white people«, sondern »the belief that the Australian Aborigines descended from an Indo-Aryan race« führte zeitweilig zu einer Politik des »breeding out the colour«. Während sie darauf setzte, die sogenannten »half-castes« »einweißen« zu können, wurde bei den »›full-blood« Aborigines« trotzdem darauf gesetzt, dass sie aussterben würden (S. 303–328).

Die Vorstellung von »aussterbenden Rassen« hatte sich im ausgehenden 19. Jahrhundert zum festen Bestandteil des Rassismus entwickelt.<sup>58</sup> Sie wurde zum zentralen Element

55 *Claudia Bruns*, Wilhelm Marr and the Interrelationships between Colonial Racism and German Anti-Semitism, in: *Berg/Wendt*, Racism in the Modern World, S. 122–139. Der Form dieses Beitrags in einem Sammelband geschuldet, fasst sich die Autorin hinsichtlich ihrer rassismustheoretischen Referenzen sehr knapp und bezieht sich auf Neil MacMaster und Robert Miles, die für eine vergleichende Analyse von »anti-black racism and anti-Semitism« (S. 123) plädieren. *Neil MacMaster*, Racism in Europe 1870–2000, Basingstoke / New York 2001, S. 2, behauptet, der europäische Rassismus hätte im langen 20. Jahrhundert »two paradigmatic forms, that of anti-black racism [...] and racial anti-Semitism« angenommen. Damit ist der Bereich des »Colonial Racism« nicht abgedeckt, wie vor allem die Diskussion der »gelben Gefahr« und die Brückierung Japans bei den Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg zeigten. Außerdem fehlen die gerade für den europäischen Raum bedeutsamen Rassismen Antiziganismus und Orientalismus. *Robert Miles*, Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, Hamburg 1991, wäre im Übrigen ein gutes Beispiel für Lernprozesse gewesen. Denn diese Arbeit behandelt den Antisemitismus nicht, der erst in der zweiten Auflage (*Robert Miles/Malcolm Brown*, Racism, 2. Aufl., London/New York 2003) auftaucht, die allerdings nicht mehr ins Deutsche übersetzt wurde.

56 Vgl. *Moshe Zimmermann*, Wilhelm Marr. The Patriarch of Anti-Semitism, Oxford/New York etc. 1986, S. 35f.

57 *Wilhelm Marr*, Der Judenspiegel, Hamburg 1862, S. 47, 51 und 54; vgl. auch *Claudia Bruns*, Antisemitism and Colonial Racism. Transnational and Interdiscursive Intersectionality, in: *Hund/Koller/Zimmermann*, Racisms Made in Germany, S. 99–121, wo die Thematik in einen größeren Zusammenhang gestellt wird.

58 Vgl. *Patrick Brantlinger*, Dark Vanishings. Discourse on the Extinction of Primitive Races, 1800–1930, Ithaca, NY 2003.

eines argumentativen Zirkels aus Gewalt und Wissenschaft, mit dessen Hilfe Anthropologen behaupteten, aus den Gebeinen der zu Tode Gebrachten ablesen zu können, dass diese zum Überleben nicht fähig wären. Rassismus wirkte sich deswegen auch noch nach ihrem Tod auf die sterblichen Überreste von Menschen aus, wie Helen MacDonald in ihrer vergleichenden Analyse anthropologisch-medizinischer Leichenschändung in Schottland, England und Australien zeigt.<sup>59</sup> Sie setzt nach dem berüchtigten Fall von William Burke und William Hare ein, die für Lehre und Studien der Anatomen in Edinburgh Leichen beschafften und diese schließlich wegen der regen Nachfrage und der guten Preise für frische Exemplare durch Mord hergestellt.<sup>60</sup> Das Aufsehen, das der ihnen gemachte Prozess auslöste, erzwang schließlich den Anatomy Act von 1832. Er sollte die Versorgung medizinischer Institutionen mit Leichen regeln und ihr eine legale Grundlage geben.

Anschließend nutzten die Mediziner jede Gelegenheit, um die neuen Regelungen weit auszulegen oder gar zu unterlaufen. Dazu sicherten sie sich neben der Unterstützung der Leichenbestatter vor allem die Mithilfe von Institutionen wie Asylen, Arbeitshäusern, Irrenanstalten oder öffentlichen Spitälern, in denen häufig Arme verstarben. Dabei schien die ethnische Herkunft der Verstorbenen keine große Rolle zu spielen: »When foreigners died in English institutions, specimens were being removed from their corpses to illustrate a pathological condition rather than a racial difference« (S. 109).

Wie es unter diesen Bedingungen zur Verwandlung der medizinischen in eine anthropologische Leichenverwertung gekommen ist, lässt die Verfasserin weitgehend im Unklaren. Sie schildert den Übergang von der Sammlung pathologischer Körperteile zu einer Rassensammlung als mehr oder weniger zwangsläufige Entwicklung. Dazu dient ihr das Beispiel des Hunterian Museums des »Royal College of Surgeons of England« (S. 105ff.). Es beruhte auf der Sammlung von John Hunter, eines wegen seiner medizinischen Studien gerühmten Chirurgen. Beim Erwerb neuer Exemplare zeigte er keine Skrupel. So ließ er Charles Byrne, der sich als »Irish Giant« in einer Freak Show präsentierte, beobachten, um nach seinem Ableben dessen Skelett in seinen Besitz zu bringen. Obwohl Byrne, der schon zu Lebzeiten befürchtete, nach seinem Tod seziiert zu werden, deswegen eigens verfügt hatte, dass sein Leichnam im Meer versenkt werden sollte, gelang es Hunter, diesen für 500 Pfund zu erwerben. Seine skelettierten Reste werden noch heute ausgestellt.<sup>61</sup>

59 Helen MacDonald, *Possessing the Dead. The Artful Science of Anatomy*, Melbourne University Press, Melbourne 2010, 304 S., kart., 39,99 \$.

60 Vgl. dazu Ruth Richardson, *Death, Dissection and the Destitute*, 2., erw. Aufl., Chicago/London 2000. In dieser Arbeit wird auch auf die Verwicklung des Anatomen Robert Knox in diesen Skandal eingegangen. Dessen Interesse für Anthropologie war durch seinen Militärdienst am Kap der Guten Hoffnung und durch Studien bei George Cuvier und Étienne Geoffroy Saint-Hilaire in Paris geweckt worden und schlug sich im Aufbau eines Museums für vergleichende Anatomie für das »Royal College of Surgeons of Edinburgh« nieder. Später entwickelte sich Knox zu einem Stichwortgeber des polygenetischen Rassismus. Vgl. Michael D. Biddiss, *The Politics of Anatomy. Dr. Robert Knox and Victorian Racism*, in: *Proceedings of the Royal Society of Medicine* 69, 1976, S. 245–250; Robert J. C. Young, *Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race*, London/New York 1995; vgl. auch den weiter unten besprochenen Titel von Edward Beasley, *The Victorian Reinvention of Race. New Racisms and the Problem of Grouping in the Human Sciences* (Routledge Studies in Modern History, Bd. 4), Routledge, London/New York 2010, 248 S., geb., 85,00 £, S. 66ff.

61 Vgl. Jan Bondeson, *A Cabinet of Medical Curiosities*, Ithaca, NY 1997, S. 193 ff. Die mit der medizinischen Forschung verbundenen illegalen und blutigen Praktiken scheuten zwar das Licht der Öffentlichkeit, zirkulierten aber in zahlreichen populären Geschichten über »Body Snatching«. Diese wurden zusätzlich durch Karikaturen visualisiert. Vgl. Fiona Haslam, *From Hogarth to Rowlandson. Medicine in Art in Eighteenth Century Britain*, Liverpool 1996. Die dort gezeigten Mediziner waren entschieden dezenter. Hunter, dessen Sammlung bei seinem Tod 13.682 Stücke umfasste, machte sie nur an zwei Monaten im Jahr einer sehr eingeschränkten Öffentlichkeit zugänglich: im Mai »to noblemen and gentlemen« und im Oktober »to scien-

Hunters Nachfolger pflegten und erweiterten seine Sammlung und William Henry Flower ergänzte sie schließlich um eine Abteilung für »comparative anthropology«, wobei er nicht zuletzt bemüht war, an sterbliche Überreste von Angehörigen sogenannter ausstorbender Rassen zu kommen (S. 110). Flower lobte die Verdienste Hunters als eines Pioniers des naturkundlichen Museums und forderte ein verstärktes naturwissenschaftliches Studium der Menschenrassen.<sup>62</sup> Dazu rief er die Mediziner in der kolonialen Peripherie zur Mithilfe auf. Sie sollten dem Wissenschaftsbetrieb der Metropole »Menschenmaterial« zur Verfügung stellen.

Der weitere Verlauf der Studie beschäftigt sich mit einigen der kooperativen Kollegen in Down Under. Dabei werden die Unterschiede zwischen medizinischer und anthropologischer Leichenschändung nur gelegentlich und nebenbei deutlich. Analytisch wird nicht weiter auf sie eingegangen. Dabei hätten sich solche Differenzen an den Beispielen von William Lodewyk Crowther aus Hobart und William Ramsey Smith aus Adelaide eindrucklich zeigen lassen. Beide seziierten einerseits zahlreiche Leichen verstorbener Siedler und schickten andererseits sterbliche Überreste von Aborigines nach London und Edinburgh.<sup>63</sup>

Crowther war ein kolonialer Selfmademan. Er betrieb nicht nur eine große medizinische Praxis und eine Ausbildungsstätte für Medizinstudenten, sondern beteiligte sich an der Ausrüstung von Walfangschiffen, der Produktion von Fertighäusern für Goldgräber oder dem Abbau von Vogelmist. Und natürlich betätigte er sich auch politisch und brachte es dabei bis zum Premierminister von Tasmanien. Seinen wissenschaftlichen Ambitionen ging er in einem regen Briefwechsel mit William Flower in London nach, dem er zahlreiche Exponate für sein Museum schickte, darunter das 51 Fuß lange Skelett eines Pottwals. Der Empfänger zeigte sich erkenntlich, indem er die Ausbildung von Crowthers Söhnen in London unterstützte. Während Flower durch die Veröffentlichungen, die auf Crowthers Sendungen beruhten, kulturelles und symbolisches Kapital akkumulierte, erhöhte Crowther

---

tists«. Vgl. *Richard D. Altick*, *The Shows of London*, Cambridge, MA 1978, S. 28. Selbstverständlich war der Umgang mit sterblichen Überresten eine Klassenfrage. Geschändet wurden vorzugsweise die Leichen von Angehörigen der Unterklassen. Mit denen der bessergestellten Kreise ging man auch angesichts skurriler Wünsche wohlwollend um. So geschah es etwa im Fall von Mary van Butchell, einer wohlhabenden Dame, die testamentarisch verfügt haben soll, dass ihr Mann nach ihrem Ableben nur so lange in den Genuss ihres Vermögens kommen sollte, wie sie nicht unter die Erde käme. Der gewitzte Gatte ließ daraufhin ihren Leichnam von William, dem Bruder John Hunters, präparieren, in ihre besten Kleider gewanden und in einen verglasten Kasten stellen (wo sie viele Jahre bleiben sollte, ehe ihr Präparat John Hunter übergeben wurde und schließlich im »Royal College of Surgeons« landete, um dort, irgendwo in der Nähe des Skelettes von Charles Byrne, ausgestellt zu werden). Vgl. *Jessie Dobson*, *Some Eighteenth Century Experiments in Embalming*, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 8, 1953, S. 431–441, hier: S. 433ff.; *Tim Marshall*, *Murdering to Dissect. Grave-Robbing, Frankenstein and the Anatomy Literature*, Manchester/New York 1995, S. 79ff.; *Jolene Zigarovich*, *Preserved Remains. Embalming Practices in Eighteenth-Century England*, in: *Eighteenth-Century Life* 33, 2009, H. 3, S. 65–104, hier: S. 94.

62 *William Henry Flower*, *Essays on Museums and Other Subjects Connected with Natural History*, London 1898, S. 75 (Hunter), S. 239ff. (Rassenstudium).

63 Dass die Verfasserin dieser vergleichenden Dimension deren Arbeit keine Bedeutung zugemessen hat, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass sie diesbezüglich wichtige Informationen aus der Biografie Crowthers weglässt, die ihrer eigenen Forschung zu verdanken sind – vgl. dazu *Helen MacDonal*d, *Human Remains. Episodes in Human Dissection*, Melbourne 2005; zu den folgenden Informationen vgl. ebd., S. 111 (Selfmademan), S. 113 (Wal, Söhne), S. 114f. (Briefwechsel), S. 136ff. (William Lanney), S. 174 (Skelette). Das in der vorliegenden Studie zu Smith ausgebreitete Material hat die Autorin schon zuvor in einem Aufsatz verarbeitet, der in ihrem Literaturverzeichnis fehlt – *Helen MacDonal*d, *The Anatomy Inspector and the Government Corpse*, in: *History Australia* 6, 2009, H. 2, S. 40.1–40.17.

durch den Kontakt mit dem Wissenschaftsbetrieb der Metropole sein Prestige in der Kolonie und das zur Förderung der Karriere seiner Söhne nützliche soziale Kapital.

Schließlich dehnten beide ihre guten Beziehungen auf die Beschaffung menschlicher Knochen aus. »I suppose there is no further chance of obtaining a skeleton of ~~a male & female~~ one of the aboriginal <sup>human</sup> inhabitants, or a pair, male & female«, forderte Flower in einer nur rhetorisch als Frage formulierten Bestellung. Crowther ließ wissen, dass er diesen »hint« verstanden hätte und sich bemühen wollte, ihm nachzukommen, obwohl »our Aborigines are now reduced to about 5«.

Als drei Jahre später Patty, die zu diesen fünf Überlebenden gehörte, starb, wurde ihr Skelett der Royal Society in Hobart zugesprochen (S. 129). Zwei Jahre danach starb William Lanney, der letzte Mann dieser Gruppe. Umgehend reklamierte Crowther sein Skelett für das Londoner »Royal College of Surgeons«. Die örtliche Royal Society vertrat hingegen die Meinung, Lanneys Skelett gehöre als das des »letzten Aborigines« in ihr regionales Museum. Um nicht erneut ins Hintertreffen zu geraten, schlich Crowther sich ins Hospital, wo die Leiche aufgebahrt lag, und schnitt ihr den Kopf ab. Mitglieder der Royal Society, die den Diebstahl noch während der Nacht entdeckten, sicherten sich daraufhin Füße und Hände des Toten. Nach dessen Beisetzung gruben sie ihn wieder aus, um an die restlichen Leichenteile zu gelangen.

Um wieder in den Besitz des Schädels zu kommen, der in London vermutet wurde, sandte die Royal Society schließlich zwei aus ihren Gräbern gestohlene Skelette von Aborigines aus Hobart zu Flower nach London und forderte ihn auf, im Austausch dafür Lanneys Schädel zurückzugeben. Die rassistische unterschied sich insofern von der ordinären Leichenfledderei, als sie nicht auf Material zum Sezieren, sondern auf Exponate zum Vermessen und Ausstellen gerichtet war. Das zeigte sich auch im Fall von William Ramsey Smith. Als dieser wegen zahlreicher Vorwürfe über den pietätlosen Umgang mit Leichen unter seiner Amtsführung als Anatomieinspektor in Adelaide vor Gericht stand, stellte sich heraus, dass er nicht nur den respektlosen Umgang mit »weißen« Leichen geduldet hatte. Er hatte auch die sterblichen Überreste des Aborigines Tommy Walker, des Afrikaners Emmett Harris und des Chinesen Chun Ah Kiom an seinen ehemaligen Lehrer William Turner nach Edinburgh geschickt, der an der dortigen Universität eine große rassenwissenschaftliche Knochensammlung aufbaute (S. 204f.).<sup>64</sup>

64 Für solche historischen Hintergründe der wissenschaftlichen Leichenschändung im kolonialen Kontext interessiert sich *Tiffany Jenkins*, *Contesting Human Remains in Museum Collections* (Routledge Studies in Museum Studies, Bd. 1), Routledge, London/New York 2011, 174 S., geb., 85,00 £, nur am Rande. Ihre Studie beschäftigt sich mit der Auseinandersetzung über den Umgang mit sterblichen menschlichen Überresten in britischen Museen. Sie fragt, mit welchen Argumenten die verschiedenen Parteien versucht haben, ihre Perspektiven öffentlich zu verbreiten und politisch durchzusetzen, und warum dabei das Lager derjenigen, die sich für Rückgabe und Rückführung einsetzten, letztlich erfolgreicher war. Dabei verhehlt sie nicht, in diesem Zusammenhang einige Zeitungsartikel verfasst zu haben – »arguing against repatriation and advancing a case for the scientific value of human remains«; ebd., S. 7. Diese Haltung hat ihre Untersuchung beeinflusst. Das gilt zumal für die zentrale These, dass es einen vergleichsweise geringen Druck von »indigenous groups« gegeben hätte, der Einfluss von »issues entrepreneurs« dafür umso bedeutsamer gewesen wäre; ebd., S. 13. Gegen sie hätten sich die betroffenen Institutionen deswegen nicht erfolgreich wehren können, weil sie sich einer aggressiven Rhetorik bedienten und durch die Betonung individueller Fälle sowie deren Einbettung in die Kritik kolonialen Unrechts Betroffenheit erzeugten, während die Attackierten von der Krise kultureller Institutionen und der Konjunktur postmodernen Denkens geschwächt waren. Diese Auffassung wird dadurch untermauert, dass die Autorin sich über wichtige indigene Akteure der Auseinandersetzung ausschweigt, während sie einem eher skurrilen Aspekt ihrer Fragestellung ein völlig übergewichtiges eigenes Kapitel widmet, das sich mit »The Rise and Impact of Pagan Claim-Makers« (S. 79–103) beschäftigt. Es ist durchaus anrühlich, die Auseinandersetzung

Dass die Verbindung von Gewalt und Wissenschaft nicht nur im kolonialen Kontext stattfand und wie sie sich auf die Radikalisierung des anthropologischen Rassismus auswirkte, zeigt Andrew D. Evans in seiner Studie über anthropologische Untersuchungen in deutschen Kriegsgefangenenlagern.<sup>65</sup> Er verdeutlicht die Radikalisierung der akademischen Anthropologie in und nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Indikator dafür ist unter anderem ihre Bereitschaft zur Rezeption völkischer Positionen, die eine »wide acceptance within the discipline« (S. 213) gefunden hätten.

So sehr dieser Teil der Arbeit überzeugt, so diskussionswürdig sind sowohl die Charakterisierung der Ausgangslage wie die Diagnose der Ursache. Wenn der Autor eine »transformation of German anthropology from the decidedly liberal discipline of the late nineteenth century into the racist and nationalistic race science of the 1920s« beschreiben kann, dann nur deswegen, weil er mit einem verkürzten Rassismusverständnis argumentiert.<sup>66</sup> Die Rückführung der Radikalisierung des anthropologischen Rassismus auf die Untersuchungen an Kriegsgefangenen und die damit verbundene Verlagerung auf binneneuropäische Rassendifferenzierungen (S. 131–153), die zur »racialization of the European enemy« (S. 191) beitrug, ist zwar im Detail überzeugend, hinsichtlich der allgemeinen Schlussfolgerungen aber schon deswegen problematisch, weil hier aus einer vergleichsweise schmalen Quellenbasis ohne Einbeziehung möglicher anderer Faktoren auf weitgehende Konsequenzen geschlossen wird, was die diskutierten Quellen theoretisch völlig überlastet.

Das gilt in gewisser Weise auch für Edward Beasleys Studie zur »Reinvention of Race« im viktorianischen England.<sup>67</sup> So vielversprechend die Ausgangsüberlegung des Verfassers ist, dass »Rassen« in der europäischen Diskussion mehrfach erfunden beziehungsweise neu erfunden wurden, so problematisch ist deren Umsetzung für das englische Beispiel. Anstatt verschiedene Stationen der Entwicklung des Rassenbegriffs zu unterscheiden, wird behauptet, die Briten hätten im 19. Jahrhundert »Rasse« schon deswegen neu erfinden müssen, weil »[n]o more than fragments or echoes had been passed down from ear-

---

zung um die Rückgabe von im kolonialen Kontext nach Europa gebrachten sterblichen Überresten, die die Wissenschaft zu Belegen ihrer rassistischen Deutungsmuster der kulturellen Unterlegenheit indigener Anderer machte, mit Kampagnen neuheidnischer Organisationen auf eine Stufe zu stellen, denen es in erster Linie um öffentliche Aufmerksamkeit geht. Als Korrektiv zu diesem Versuch kann immerhin auf die Studie von Cressida Fforde zum selben Thema zurückgegriffen werden (auch wenn sie ihres Erscheinungsdatums wegen einige neuere Entwicklungen nicht anspricht). Hier wird die Debatte in den angemessenen historischen Kontext von Kolonialismus und Rassismus gestellt und außerdem gezeigt, welche wichtige Rolle dabei indigene Teilnehmer auch in England gespielt haben. Vgl. *Cressida Fforde, Collecting the Dead. Archeology and the Reburial Issue*, London 2004; vgl. auch *dies./Jane Hubert/Paul Turnbull, The Dead and their Possessions. Repatriation in Principle, Policy and Practice*, London/New York 2002.

65 *Andrew D. Evans, Anthropology at War. World War I and the Science of Race in Germany*, University of Chicago Press, Chicago/London 2010, 312 S., kart., 29,00 \$.

66 Das ist in Würdigungen der Arbeit bereits angemerkt worden. So meint Deborah J. Neill in ihrer Besprechung des Bandes mit Bezug auf »the colonial context«: »the question remains about just how liberal mainstream anthropology was before 1914«; *Deborah J. Neill*, [Rezension zu *Evans, Anthropology at War*], in: *German History* 30, 2012, S. 145–146, Zitat S. 146, und Andrew Zimmerman stellt zu Recht fest: »The problem with the liberalism-to-racism narrative is not that many nineteenth-century anthropologists were not liberal but rather that racism and imperialism were central to, rather than betrayals of, much nineteenth-century liberalism«; *Andrew Zimmerman* [Rezension zu *Evans, Anthropology at War*], in: *Central European History* 44, 2011, S. 568–570, Zitat S. 569. Zur tatsächlichen Verbindung liberaler und rassistischer Auffassungen vgl. *Andrew Zimmerman, Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago/London 2001.

67 *Beasley, The Victorian Reinvention of Race*.

lier periods« (S. 13). Um diese Auffassung plausibel erscheinen zu lassen, werden frühere Stationen des Rassedenkens teils ignoriert, teils bagatellisiert. William Shakespeare und das elisabethanische Zeitalter stehen noch nicht einmal im Register<sup>68</sup>, das 17. Jahrhundert mit den Beiträgen von William Petty, Robert Boyle, John Locke und anderen zur Entwicklung der ›white science‹ des Rassedenkens wird beschwiegen<sup>69</sup> und dessen Ausweitung im 18. Jahrhundert heruntergespielt (S. 9ff.).

An die Stelle einer Beschäftigung mit der Entwicklung der Kategorie ›Rasse‹ in England (und der damit verbundenen Diskussion von Brüchen und Neuerungen) treten zwei Kapitel über Frankreich, in denen Alexis de Tocqueville und Arthur de Gobineau als Repräsentanten zweier unterschiedlicher Möglichkeiten des Umgangs mit den zeitgenössischen Menschenrassen behandelt und dabei zu Vertretern einer liberalen und einer rassistischen Form des Umgangs mit ihnen erklärt werden (S. 24–62). An letzteren hätte in England Walter Bagehot angeknüpft (S. 63–96) und damit nicht zuletzt auch Charles Darwin beeinflusst (S. 97–111).

Während die Studie zu Bagehot die bisherige Forschung bereichert, bleibt die Verknüpfung der einzelnen Kapitel, die eher den Eindruck von Einzeluntersuchungen erwecken, eher lose. Fragwürdig ist dabei nicht zuletzt die Trennung zwischen Tocqueville – der als »a model for how to think about human groups without turning them into supposedly inheritable ›races‹« (S. 24) vorgestellt wird – und Gobineau – der »argued that each of the major colour-races has a fixed ›personality‹, constant since the most ancient stages of history« (S. 46). Die Differenzen zwischen beiden sind bekannt. Gleichwohl ist auch Tocqueville von der Ungleichheit der Rassen ausgegangen.<sup>70</sup> Für ihn war »der weiße Mensch, der Europäer, der Mensch im wahrsten Sinne« und er glaubte nicht, »daß die weiße und die schwarze Rasse irgendwo als Gleichberechtigte zusammen leben können«. <sup>71</sup> Zwar war sein Rassismus im Wesentlichen kulturell geprägt (und an Gobineau störte ihn deswegen vor allem dessen kruder Pseudobiologismus). Im Ernstfall konnte Tocqueville sich aber drakonisch äußern, wie seine Einschätzungen Algeriens und der Araber belegen, von denen auch Beasley zugeben muss, sie seien »in a racist way« (S. 41) formuliert worden.<sup>72</sup> Um sein stark verengtes Verständnis von Rassismus aufrechterhalten zu können, fragt er aber nicht nach den Zusammenhängen in Tocquevilles Äußerungen über Amerika und Algerien, sondern betrachtet letztere als Anomalie und Inkonsistenz. Unter solchen Bedingungen lassen sich dann natürlich anschließend in England ›Rassen‹ neu erfinden, von denen vorher kaum jemand gewusst haben will.

68 Vgl. *Catherine M. S. Alexander/Stanley Wells* (Hrsg.), *Shakespeare and Race*, Cambridge/New York etc. 2000; *Imtiaz H. Habib*, *Shakespeare and Race. Postcolonial Praxis in the Early Modern Period*, Lanham, MD/New York etc. 2000; *Kim F. Hall*, *Things of Darkness. Economies of Race and Gender in Early Modern England*, Ithaca, NY 1995; *Joyce Green MacDonald* (Hrsg.), *Race, Ethnicity, and Power in the Renaissance*, Cranbury 1997; *Ania Loomba*, *Shakespeare, Race, and Colonialism*, Oxford/New York etc. 2002.

69 Vgl. die Kapitel »White Science« und »White Nation« in: *Taylor*, *Buying Whiteness*, S. 259–340, und die weiter oben zu Petty und Locke angeführte Literatur.

70 Vgl. *Laura Janara*, *Brothers and Others. Tocqueville and Beaumont, U. S. Genealogy, Democracy, and Racism*, in: *Political Theory* 32, 2004, S. 773–800; *Margaret Kohn*, *The Other America. Tocqueville and Beaumont on Race and Slavery*, in: *Polity* 35, 2002, S. 169–193; *Curtis Stoke*, *Tocqueville and the Problem of Racial Inequality*, in: *The Journal of Negro History* 75, 1990, S. 1–15.

71 *Alexis de Tocqueville*, *Über die Demokratie in Amerika*, München 1976 (zuerst 1835/40), S. 367 (Mensch), S. 413 (Gleichberechtigte).

72 Vgl. unter anderem *Tzvetan Todorov*, *Tocqueville et la doctrine coloniale*, Einleitung zu: *Alexis de Tocqueville*, *De la Colonie en Algerie*, Paris 1988 (zuerst 1831–1837), S. 9–34; *Cheryl B. Welch*, *Colonial Violence and the Rhetoric of Evasion. Tocqueville on Algeria*, in: *Political Theory* 31, 2003, S. 235–264.

Auch die Studie von Jana Husmann, die ihren »analytischen Schwerpunkt« auf die Auseinandersetzung mit Rudolf Steiners »mystisch-okkultistische[m] Rassismus« (S. 17) legt, aber erst auf Seite 229 ihrer Arbeit beginnen lässt, macht den eigenen Ansatz zum Brennpunkt komplexer und gravierender Entwicklungen. Zuvor gibt es nämlich zwei lange Kapitel mit den Themen »Schwarz-Weiß-Symbolik: Geistesgeschichtliche Traditionskontexte des Abendlandes« (S. 51–119) und »Weißwerden: Historische Vorläufer und Anfänge rassentheoretischer Farbgebung« (S. 121–181).<sup>73</sup> Dieses Konglomerat wäre besser in solide Detailstudien aufgelöst worden. Stattdessen hat sich die Verfasserin entschlossen, es in einer Monografie zu bewältigen und dabei »ein[en] bewußte[n] Ekklektizismus [sic]« zum »Bestandteil der Methodik« zu machen (S. 45f.). Der analytischen Aufschlüsselung der verschiedenen Fragestellungen ist das nicht bekommen.

Die beiden übergreifenden Themen werden überwiegend auf der Grundlage sehr beschränkter Sekundärliteratur behandelt und auf eine vorgestanzte Dichotomie hin ausgelegt: die »Polarisierung der Kategorien Weiß/Licht/Männlichkeit/Geist/Aktivität versus Schwarz/Finsternis/Weiblichkeit/Materie/Passivität«. Schon bei der Behandlung dieses »abendländischen Dualismus in der griechischen Antike« (S. 73) geht solche Gleichung nur auf der Grundlage von Einseitigkeit und Unterlassung auf. So gibt es etwa gute Gründe für die Annahme, warum »[w]omen on Corinthian [...] [and Attick] vases were painted white or light-colored, whereas men were usually painted reddish-brown or black«: »black skin was a sign of manhood and virility [...], whiteness was associated with femininity and [...] was also used as a sign of effeminate men«.<sup>74</sup> Das galt zumal, als auch das im Mittelmeerraum weit verbreitete Eunuchentum mit »Verweiblichung« und »Weißsein« assoziiert wurde und setzte sich in späteren Auffassungen fort, denen gemäß »[a]ccording to classical, medieval, and Renaissance medical tradition, women were dominated by phlegm and therefore symptomatically cold, weak, inconstant, imperfect – and white«.<sup>75</sup>

Der Abschnitt über »Weißwerden« setzt den eklektizistischen Umgang der Autorin mit ihrer Fragestellung fort. Das zeigt sich unter anderem am »Motiv der weißen Dame mit schwarzem Pagen« in der Malerei, an dem sich eine Untersuchung des »Zusammenwirken[s] der Kategorien »Rasse«, Geschlecht und Religion« (S. 46) gut hätte umsetzen lassen. Das Auftreten des Bildmotivs der »[w]eißen Aristokratin mit dem [...] »Mohrenpagen« beziehungsweise der »Adelsfrau mit Mohrenpagen« setzt Jana Husmann »mit Tizians Gemälde »Laura dei Dianti« (ca. 1523) an« und bezieht es auf die »kolonialistischen Herrschaftsverhältnisse«, »rassisch« codierte farbliche Körperbilder« und »die weiße Farbe des Adels« (S. 130f.). Dabei liest sie nicht nur vorschnell Klassenverhältnisse in das Bild hinein, sondern auch keine Einsichten zum Verhältnis von Klasse und Geschlecht aus ihm heraus. Laura Dianti war keine Aristokratin, sondern eine Frau aus einfachen Verhältnissen, als sie Geliebte des Herzogs von Ferrara wurde. Ihr Porträt hält das in Erinnerung und setzt mit dem gelben Schultertuch, das sie trägt, ein »Element der »Kurtisanen-Ikonographie« ein.<sup>76</sup> Außerdem macht sie ein Ohring mit dem Pagen vergleichbar, der zu ihr aufblickt und auf den sie sich stützt.<sup>77</sup> Dessen dunkle Haut betont deswegen

73 Jana Husmann, Schwarz-Weiß-Symbolik. Dualistische Denktraditionen und die Imagination von »Rasse«. Religion – Wissenschaft – Anthroposophie (GenderCodes, Bd. 13), Transcript Verlag, Bielefeld 2010, 407 S., kart., 35,80 €.

74 Robert E. Hood, Begrimed and Black. Christian Traditions on Blacks and Blackness, Minneapolis 1994, S. 31f.

75 Taylor, Buying Whiteness, S. 36; zu Eunuchentum und »Weißsein« vgl. ders., Castration. An Abbreviated History of Western Manhood, London/New York 2000, S. 133ff.

76 Vera Mamerow, Hans Holbeins »Laïs von Korinth« und die Anfänge des Kurtisanenporträts nördlich der Alpen, in: Andreas Tacke (Hrsg.), »... wir wollen der Liebe Raum geben«. Konkubinate geistlicher und weltlicher Fürsten um 1500, Göttingen 2006, S. 422–470, hier: S. 440.

77 Vgl. Paul H. D. Kaplan, Italy, 1490–1700, in: David Bindman/Henry Louis Gates, Jr. (Hrsg.), The Image of the Black in Western Art, Bd. 3.1: From the »Age of Discovery« to the Age of

nicht einfach ihren hellen Teint, sondern stellt ihn überhaupt erst symbolisch her (und setzt damit auch einen Diskurs über Frauenschönheit im Kontext von Klasse und Geschlecht fort, der sich seit dem Altertum durch die Kulturen des Mittelmeerraums zieht).

Die Auseinandersetzung mit Rudolf Steiner fällt dann deutlich quellennäher aus. Dabei wird zwar die »Anthroposophie [...] als Bestandteil moderner religiöser Vergemeinschaftungen« (S. 236) begriffen, aber nur cursorisch in diesem Kontext verortet. Die zeitgenössischen Hintergründe des Themas bleiben zudem weitgehend unerörtert. Und die Schlussfolgerungen sind, entsprechend den teils spekulativen Voraussetzungen, häufiger wenig überzeugend.

So behauptet die Verfasserin etwa, »[d]er dem rassentheoretischen Denken zugrunde liegende Prozeß einer ›kulturellen Menschwerdung Gottes‹ würde »bei Steiner spiritualistisch reinszeniert« (S. 310). Damit knüpft sie unter anderem an ihre Überlegungen zur Rassentheorie Immanuel Kants an, ein Kapitel, das sie mit »Kant: Weiße Vernunft« (S. 162) überschreibt und in dem sie »eine farbsymbolische Ermächtigung« diagnostiziert, »nach der alles Menschliche im ›Weißen‹ seinen Ausgang nimmt, d. h. in der Farbe des Geistes und der Farbe Gottes« und sich schließlich »[d]as Licht der Aufklärung [...] im weißen ›Rassesubjekt‹ »verkörpert« (S. 167).

Diese weitreichende Aussage wird auf der Grundlage einer mehr als schmalen Literaturbasis getroffen.<sup>78</sup> Dabei wird Kants Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Rassedemokratie eindimensional auf seinen Farbrassismus reduziert, während sein Antisemitismus und Antiziganismus ausgeblendet bleiben. Schließlich werden auch noch auf diesem engen Feld Veränderungen im kantschen Denken verschwiegen. Es ist zwar richtig, dass Kant ursprünglich zu der Annahme neigte, dass die Stammgattung der von ihm behaupteten verschiedenen Menschenrassen der »weißen« Rasse am nächsten stehen müsste. Es stimmt auch, dass er dies aus der »größeren Vollkommenheit« der weißen Farbe meinte schließen zu können. Es ist aber genauso richtig – und das verschweigt die Autorin, weil es nicht in ihr Konzept passt –, dass Kant diese Position schließlich aufgab und erklärte, es wäre »unmöglich zu erraten«, wie »die Gestalt des ersten Menschenstammes [...] beschaffen gewesen sein möge«.<sup>79</sup> Die Verfasserin hingegen ist sich nicht nur der »weißen Stammgattung« sicher, sondern verbindet mit diesem »weißen Ur(sprungs)prinzip« gleich auch noch die »Lichthaftigkeit des Geistes« (S. 165). Angesichts solchen Umgangs mit

Abolition. Artists of the Renaissance and Baroque, Cambridge, MA/London 2010, S. 93–190, insb. S. 109; vgl. auch die ausführliche Analyse des Bildes in: *Jane Fair Bestor*, Titian's Portrait of Laura Eustochia. The Decorum of Female Beauty and the Motif of the Black Page, in: *Renaissance Studies* 17, 2003, S. 628–673 (zum Ohrring vgl. S. 644).

78 Der internationale Forschungsstand wird von der Verfasserin nicht nur zu dieser Frage nicht zur Kenntnis genommen. Vgl. neben der in *Wulf D. Hund*, Der Weißheit letzter Schluss. Neue Studien zur Rassismusforschung, in: *AfS* 44, 2004, S. 580–605, hier: S. 584, Anm. 9, genannten Literatur die einschlägigen Beiträge in: *Sara Eigen/Mark Larrimore* (Hrsg.), *The German Invention of Race*, Albany 2006, und ferner unter anderem *Bruce Baum*, *The Rise and Fall of the Caucasian Race. A Political History of Racial Identity*, New York/London 2006, S. 68ff.; *John Gascoigne*, *The German Enlightenment and the Pacific*, in: *Larry Wolff/Marco Cipolloni* (Hrsg.), *The Anthropology of the Enlightenment*, Stanford 2007, S. 141–171; *Charles W. Mills*, *Kant's Untermenschen*, in: *Andrew Valls* (Hrsg.), *Race and Racism in Modern Philosophy*, Ithaca, NY 2005, S. 169–193; *Sankar Mutu*, *Enlightenment Against Empire*, Princeton, NJ 2003, insb. S. 180ff.; *Thomas Nutz*, »Varietäten des Menschengeschlechts«. Die Wissenschaften vom Menschen in der Zeit der Aufklärung, Köln/Weimar etc. 2009, S. 122ff. – vgl. auch *Wulf D. Hund*, »It must come from Europe«. The Racisms of Immanuel Kant, in: *Hund/Koller/Zimmermann*, *Racisms Made in Germany*, S. 69–98.

79 *Immanuel Kant*, Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse, S. 82; zum vorangegangenen Zitat vgl. *ders.*, Von den verschiedenen Rassen der Menschen, S. 25 – beide in: *Immanuel Kant*, Werke in 6 Bänden, hrsg. v. *Wilhelm Weischedel*, Darmstadt 1964, Bd. 6, S. 7–30 (Rassen) und S. 63–82 (Menschenrasse).



den Quellen darf durchaus an Kant gedacht werden – nämlich an seinen Hinweis auf »Leute«, »die für die Lichtvorstellung keinen größeren Vorrat in ihrem Sehvermögen hatten, als Weiß oder Schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt nur wie ein Kupferstich erschien«.<sup>80</sup>

### III. RASSISMEN IN WORT UND BILD

Ohne die Medien seiner Fixierung, Verbreitung und Tradierung lässt sich Rassismus nicht untersuchen. Insbesondere der moderne Rassismus ist dabei häufiger im Hinblick auf seine Verbreitung durch Massenmedien behandelt worden. Das Medium Buch hat bislang eher eine untergeordnete Rolle gespielt, obwohl ihm bei der Entstehung des modernen Rassismus und als Speicher rassistischer Kultur eine bedeutende Rolle zukommt. Wiebke Wiedes Registrierung einer »überraschend spärlichen Forschungsliteratur zu diesem Themenkomplex«, die zudem mit Blick auf Deutschland »die Problematik auf ein [...] Ensemble rechtsradikaler Verlage« begrenzt (S. 1), ist deswegen auch als Indiz für eine eingegengte Sichtweise des Themas »Rassismus« zu sehen.<sup>81</sup>

Die von Wiede vorgelegte Studie »Rasse im Buch« geht darüber insofern hinaus, als sie am Beispiel dreier angesehener und wichtiger Verlagsbuchhandlungen unternehmerische Optionen, verlegerische Strategien und ökonomische Zwänge bei der Produktion und Verbreitung rassistischer Bücher in der Weimarer Republik untersucht. Auf der Grundlage umfangreichen Materials (auch aus den ihr zugänglich gemachten Verlagsarchiven) kommt die Autorin zu dem Schluss, dass die These von der »rassistischen entrepreneurship« erweitert werden muss, weil der Markt für antisemitische und rassistische Bücher nicht nur von ideologischen Einstellungen, sondern auch von ökonomischen Gesetzen reguliert wurde (S. 265).<sup>82</sup>

Die Studie vermittelt Informationen zu den unterschiedlichen Bestimmungsfaktoren verlegerischer Entscheidungen, erlaubt aber nur einen engen Einblick in die von Titel und Untertitel annoncierte Thematik. Die Stichworte »Antisemitismus« und »Rassismus« werden nur knapp erläutert und inhaltlich auf ihre rechten bis extrem rechten Varianten festgelegt. Die Analyse der rassistischen Ideologie »im Buch« tritt stark hinter die Beschreibung ihrer Verbreitung »als Buch« (einschließlich Auflagenhöhen, Absatzkurven, Remittierungen) zurück. Das macht sich immer wieder auch interpretatorisch bemerkbar. Ausprägungen und Reichweiten des Rassismus werden selbst nicht zum Untersuchungsgegenstand. Nur unterschiedliche »Dekodierungskompetenzen« von Autoren, Verlegern und »Betroffenen« (S. 269) werden problematisiert.<sup>83</sup>

80 *Immanuel Kant*, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, in: ebd., Bd. 6, S. 395–690, hier: S. 467.

81 *Wiebke Wiede*, Rasse im Buch. Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 34), Oldenbourg Verlag, München 2011, VIII + 328 S., geb., 49,80 €.

82 Vgl. dazu *Gary D. Stark*, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany 1890–1933*, Chapel Hill, NC 1981.

83 So etwa auch im Fall des antisemitischen Romans »Die Kinder Israels« von Werner Jansen: Herstellungskosten, Ansatzverlauf und Remittierungspolitik werden ausführlich behandelt, der Roman selbst nur knapp charakterisiert. Seine »antisemitische Codierung« wird als »bemerkenswert uneinheitlich« gewertet und auch im »Lager der jüdischen Kritiker« nachgewiesen. Hier wäre es zu »euphorisch[em] [...] Lob« gekommen und »in das Horn klassischen jüdischen Selbsthasses« gestoßen worden, vgl. *Wiede*, Rasse im Buch, S. 126. Dabei hat ihre schematische Einteilung in Betroffene und Verursacher die Autorin so weit geführt, dass sie ungewollt eine alte völkische Unterstellung reproduziert. Die von ihr zitierte Rezension aus den »Abwehrblättern«, der »Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus«, stammt von

Um Codierung und Decodierung geht es auch in den Beiträgen eines von Adibeli Nduka-Agwu und Antje Lann Hornscheidt herausgegebenen Sammelbandes, die der Auseinandersetzung mit »rassistischen Sprachhandlungen« gewidmet sind.<sup>84</sup> Sie wird von den Herausgeberinnen unter eine Reihe von Maximen gestellt. Zu diesen gehört a) die Überzeugung, dass »Rassismus« nur durch die »maßgebliche Beteiligung und Ermächtigung rassistisch Diskriminierter bearbeitet, verstanden und damit vermieden werden« (S. 11f.) könne. Sie wird b) mit einer Definition von Rassismus kombiniert, die diesen als »eine gesamtgesellschaftliche, grundlegende Herstellung von Diskriminierungsweisen und Unterdrückungsformen« (S. 16) versteht, auf »weiß werden«, »weiß machen« und »weiß sein« als Herstellung einer »unbenannten Norm« und Einnahme einer »privilegierte[n] Positionierung« zu fixieren trachtet und wesentlich als »weißen Rassismus« begreift (S. 19f.). Dieser werde c) durch »konventionalisierte Sprechpraktiken« (S. 15) und »Sprachhandlungen« (S. 21) produziert und reproduziert, die das vorliegende Buch durch »Leitfäden zu rassistischer Sprachanalyse« und »Sprachveränderungen« (S. 43) transparent machen will, zu denen unter anderem eine »Schreibweise« gehöre, »die sich vom konventionellen orthografischen Standard des Deutschen unterscheidet« (S. 27).

Die Beschwörung dieser Orientierungspunkte ist einem erheblichen Teil der Texte dieses Bandes wichtiger als die Analyse des jeweiligen Themas. Beispielhaft verdeutlicht das der Beitrag »Zigeuner\_in« von Claudia Johann (S. 214–219), der im Inhaltsverzeichnis unter dem Titel »Zigeuner« (S. 6) geführt wird. Schon bei der Benennung und bei der Schreibweise dieses Worts gerät die Konzeption des Bandes ins Straucheln. Während vergleichbare Beiträge Titel wie »Das M-Wort« (zu »Mohr«, S. 146–156) oder »Das N-Wort« (zu »Neger«, S. 157–166) haben, hat die Verfasserin bei »Zigeuner« offensichtlich keinen entsprechenden Handlungsbedarf gesehen – obwohl das Wort im Deutschen eine lange diskriminierende Tradition hat und bis heute aggressiv verwendet wird.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung etwa, die immer wieder antiziganistische Motive intoniert, hält es mit regelmäßigen Berichten im öffentlichen Bewusstsein und trägt zur Gleichsetzung von »Roma« und »Zigeuner« bei. Das war 1995 so, als über einen Anschlag im Burgenland berichtet wurde: »Vier Zigeuner bei der Explosion von Sprengstoff umgekommen. [...] Nach ersten Ermittlungen [...] wollten die [...] Zigeuner eine Anschlagtafel sprengen, die bei der Zigeunersiedlung [...] von Unbekannten aufgestellt worden war und die Aufschrift trug: »Roma zurück nach Indien««. Die Roma starben, als sie versuchten, das Schild, in dessen Pfosten eine Rohrbombe untergebracht war, zu entfernen. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung blieb nicht nur Informationen schuldig, sondern übersetzte auch noch den vorgeblich politisch korrekten Sprachgebrauch der Mörder mit penetranten Wortwiederholungen ins traditionelle Diskriminierungsdeutsch. 2005 sah das nur oberflächlich anders aus, als Eberhard Jäckel unter dem Titel »Sinti, Roma oder Zigeuner?« dafür plädierte, Sinti und Roma weiter unter ihrem herkömmlichen Namen als »Zigeuner« zu bezeichnen, weil das Wort, dass er auf knappem Raum gleich 26 Mal verwendete, überhaupt nicht diskriminierend wäre. Und 2010 äußerte es sich völlig ungestellt, als die Frankfurter Allgemeine Zeitung auf Seite 1 titelte: »Frankreich schiebt

---

Richard Horlacher, der erst kurz zuvor die Redaktion übernommen hatte. Gegen seine Bezeichnung als »Jude« durch antisemitische Kreise verwies der Journalist und ehemalige Offizier auf seine 250 protestantischen Vorfahren – vgl. *Barbara Suchy*, The Verein zur Abwehr des Antisemitismus (II). From the First World War to Its Dissolution in 1933, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 30, 1985, S. 67–103, hier: S. 84.

84 *Adibeli Nduka-Agwu/Antje Lann Hornscheidt* (Hrsg.), *Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen* (Transdisziplinäre Genderstudien, Bd. 1: Sprache und Diskriminierung), Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main 2010, 559 S., kart., 44,00 €.

Zigeuner ab«, während der dazu gehörige Bericht »Lernen, mit den Roma zu leben« auf Seite 3 nicht ein einziges Mal das Wort »Zigeuner« enthielt.<sup>85</sup>

Der vorliegende Beitrag gibt sich mit Hinweisen zum aktuellen medialen Diskurs gar nicht erst ab. Er beschäftigt sich auch nicht mit der Bedeutung von Literatur und Kunst oder der Medien profaner Unterhaltung für die Konstruktion, Verbreitung und Konservierung des Zigeunerstereotyps.<sup>86</sup> Noch nicht einmal auf dem engsten Gebiet ihrer auf ein Stichwort gerichteten Fragestellung, der Entwicklung des Zigeunerstereotyps in Wörterbüchern und Lexika, nimmt die Verfasserin die vorliegende Literatur zur Kenntnis.<sup>87</sup>

85 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.2.1995, 7.2.2005 und 20.8.2010; am 9.3.2011 bediente sich das Blatt in einem Bericht über »Zigeuner« in Ungarn einer besonders beliebten Strategie, indem es sich hinsichtlich seiner Wortwahl auf einen »parteilose[n] Politiker, der der Regierungspartei [...] nahesteht« bezog, der gesagt haben soll, »dass die überwiegende Mehrheit der Sinti und Roma den Ausdruck Zigeuner oder Gipsy bevorzugt«, und am 11.4.2012 sorgte ein Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der unter der Schlagzeile »Die Roma erhalten Lohn statt Sozialhilfe« ein Gespräch mit dem ungarischen Innenminister führte, in seinen Fragen für die entsprechende Gleichsetzung, indem er einmal von »Roma« und viermal von »Zigeunern« sprach.

86 Die hierzu vorliegende Literatur ist gehaltvoll und umfangreich, wird aber schlicht ignoriert. Die Verfasserin ist mehr an der Verbreitung ihrer Botschaft als an der Analyse des Zigeunerstereotyps interessiert – vgl. *zum Zigeunerstereotyp allgemein* unter anderem *Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel* (Hrsg.), *Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments*, Münster 2009; *Volker Hedemann*, »Zigeuner!« Zur Kontinuität der rassistischen Diskriminierung in der alten Bundesrepublik, Hamburg/Münster 2007; *Michael Schenk*, *Rassismus gegen Sinti und Roma. Zur Kontinuität der Zigeunerverfolgung innerhalb der deutschen Gesellschaft von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 1994; *Katrin Simhandl*, *Der Diskurs der EU-Institutionen über die Kategorien »Zigeuner« und »Roma«*. Die Erschließung eines politischen Raumes über die Konzepte von »Antidiskriminierung« und »sozialem Einschluss«, Baden-Baden 2007; *Herbert Uerlings/Iulia-Karin Patrut* (Hrsg.), »Zigeuner« und Nation. Repräsentation – Inklusion – Exklusion, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2008; *Anneke Winckel*, *Antiziganismus. Rassismus gegen Roma und Sinti im vereinigten Deutschland*, Münster 2002; *Wolfgang Wippermann*, »Wie die Zigeuner«. Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich, Berlin 1997; *Michael Zimmermann*, *Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische »Lösung der Zigeunerfrage«*, Hamburg 1996; *zur literarischen Verbreitung des Zigeunerstereotyps* vgl. unter anderem *Anita Awosusi* (Hrsg.), *Zigeunerbilder in der Kinder- und Jugendliteratur*, Heidelberg 2000; *Claudia Breger*, *Ortlosigkeit des Fremden. »Zigeunerinnen« und »Zigeuner« in der deutschsprachigen Literatur um 1800*, Köln/Weimar etc. 1998; *Petra-Gabriele Briel*, »Lumpenkind und Traumprinzessin«. Zur Sozialgestalt der Zigeuner in der Kinder- und Jugendliteratur seit dem 19. Jahrhundert, Gießen 1989; *Mona Körte*, »Zigeuner«- und Judenbilder in der Literatur nach 1945, in: *Wolfgang Benz* (Hrsg.), *Judenfeindschaft als Paradigma. Studien zur Vorurteilsforschung*, Berlin 2002, S. 265–272; *Stefani Kugler*, *Kunst-Zigeuner. Konstruktionen des »Zigeuners« in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Trier 2004; *Wilhelm Solms*, *Zigeunerbilder. Ein dunkles Kapitel der deutschen Literaturgeschichte. Von der frühen Neuzeit bis zur Romantik*, Würzburg 2008; *zur bildlichen Verbreitung des Zigeunerstereotyps* vgl. unter anderem *Gerhard Baumgartner/Tayfun Belgin* (Hrsg.), *Roma & Sinti. »Zigeuner-Darstellungen« der Moderne*, Krems 2007; *Ines Busch*, *Das Spektakel vom »Zigeuner«*. Visuelle Repräsentation und Antiziganismus, in: *End/Herold/Robel*, *Antiziganistische Zustände*, S. 158–176; *Mona Annette Schieren*, »Die melancholische Faszination der fremden Rasse«. Otto Muellers Zigeunerbilder in der Rezeption, in: *Wulf D. Hund* (Hrsg.), *Zigeunerbilder. Schnittmuster rassistischer Ideologie*, Duisburg 2000, S. 51–65.

87 Vgl. *Anja Lobenstein-Reichmann*, *Zur Stigmatisierung der »Zigeuner« in Werken kollektiven Wissens am Beispiel des Grimmschen Wörterbuchs*, in: *Uerlings/Patrut*, »Zigeuner« und Nation, S. 589–628; *Ramona Mechthilde Treinen/Herbert Uerlings*, *Vom »unzivilisierten Wandervolk« zur »diskriminierten Minderheit«: »Zigeuner« im Brockhaus*, in: ebd., S. 631–696; *Iris Wigger*, *Ein eigenartiges Volk. Die Ethnisierung des Zigeunerstereotyps im Spiegel von Enzyklopädien und Lexika*, in: *Wulf D. Hund* (Hrsg.), *Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion*, Duisburg 1996, S. 37–66.

Stattdessen beginnt sie ihre Ausführungen mit einem Bekenntnis zu den Maximen der Herausgeberinnen: »Abwertende und rassistische Bilder, Einstellungen und Handlungsweisen entstehen aus der De-Identifizierung der *weißen* Mehrheitsbevölkerung mit ›den Anderen‹. [...] Vorurteile und Stereotype über Sinti/e und Roma, die so seit dem 15. Jh. entwickelt [...] wurden, sind (teilweise) noch heute in Kraft« (S. 214).

Die als Aufklärung gedachten »Sprachveränderungen« führen teils zu (trennungsbedingtem) Unsinn, teils zu übergreifiger Zwangseingemeindung. Denn die Versicherung, die »respektvollste Benennung« sei »der jeweilige selbstgewählte Gruppenname« (S. 218) wird gleich doppelt unterlaufen: einmal dadurch, dass »Sinti und Roma« »stellvertretend für alle Gruppen« benutzt wird, und weiter dadurch, dass die Bezeichnung selbstherrlich dem eigenen Schreibduktus angepasst wird, obwohl den keine der betroffenen Gruppen verwendet. Gleichzeitig kapituliert die Schreibweise »Sinti/e«, die den männlichen und weiblichen Plural vereinen will, vor den angekündigten Sprachveränderungsbemühungen und bleibt dem von den Herausgeberinnen inkriminierten »hegemonial vorgestellten System natürlicher Zweigeschlechtlichkeit« (S. 37) verpflichtet.

Deutlich schwerer als derart formaler Aktionismus wiegt freilich der damit verbundene Inhalt, der gleichzeitig falsch und problematisch ist. Mit welchen definitorischen Kunstgriffen auch operiert werden mag: Im 15. Jahrhundert gab es in den Gebieten des späteren Deutschlands keine »weiße Mehrheitsbevölkerung«. Es gab noch nicht einmal die Vorstellung, ›weiß‹ zu sein, geschweige denn deren massenhafte Verbreitung. Zwar ist die deutsche Konstruktion des ›Weißseins‹ noch nicht umfassend erforscht. Hypothesen lassen sich aber immerhin aus Gary Taylors grundlegender Studie über deren Verlauf im englischen Kontext ableiten. Demnach entwickelte sich »whiteness« in einem komplexen Prozess, der die Kategorie im 17. Jahrhundert fixierte und literarisch, juristisch und philosophisch durchsetzte. Dabei ging die Benennung von ›Schwarzsein‹ der des ›Weißseins‹ voraus: »In popular as well as elite usage, blackness preceded whiteness.«<sup>88</sup>

Das hätte ein interessanter Ansatz zur Entwicklung der Kategorie »Zigeuner« sein können. Denn die so benannten Menschen wurden zunächst durchaus, wie etwa in der Chronik der Stadt Magdeburg von 1417, als »swarte eislike lude« bezeichnet und galten auch noch in Sebastian Münsters »Cosmographia« von 1550 als »ein ungeschaffen, schwarz, wüst und unflätig Volck«. Das bleibt freilich im vorliegenden Beitrag ebenso unerwähnt wie der Umstand, dass diese Bezeichnung gleichzeitig einen Wandel vom Anschein zum Vorschein durchmachte, sodass Johannes Guler 1616 glaubte, ein »unnütz, oed und verlorn Buobengesindlein« vor sich zu haben, das sich »mit schmierben unterstanden ihnen gleichfoermig schwarz zuomachen«.<sup>89</sup> Und noch 1749 war sich Zedlers Universal-Lexikon sicher, »daß diese Ziegeuner nichts anders seyn, denn ein zusammen gelauffenes böses Gesindel, so nicht Lust zu arbeiten hat, sondern von Müßiggang, Stehlen, Huren, Fressen, Sauffen, Spielen u. s. w. Profession machen willk.«<sup>90</sup> Ihre dunkle Hautfarbe wäre nichts weiter als Tarnung, die sie sich »durch allerhand Schmierereyen zugeben wusten, damit sie nicht mögten erkannt werden«.<sup>91</sup>

88 Taylor, *Buying Whiteness*, S. 142.

89 Zit. nach: Martin Ruch, *Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen »Zigeunerforschung« von den Anfängen bis 1900*, Dissertation, Freiburg im Breisgau 1986, S. 464 (Magdeburg), und Reimer Gronemeyer, *Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen*. Quellen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, Gießen 1987, S. 34 (Münster), S. 46 (Guler).

90 [Stichwort] Ziegeuner, in: *Großes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste welche bisshero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, Bd. 62, Halle/Leipzig 1749, S. 520–544, hier: S. 525; das folgende Zitat findet sich ebd., S. 522.

91 Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde die Kategorie »Zigeuner« dann im Zuge der Entwicklung des wissenschaftlichen Rassismus durch die Aufklärung rassistiert und erst gegen Ende

Wenn auch nicht alle Beiträge dieses Bandes ähnlich quellenfern verfasst sind, verzichten doch die meisten von ihnen nicht auf angesichts zahlreicher »Sprachveränderungen« oftmals weitgehend skurril notierte Bekundungen und Forderungen. Demgegenüber sind die Beiträge der von Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard herausgegebenen Sammlung »Wie Rassismus aus Wörtern spricht« immerhin lesbarer geschrieben.<sup>92</sup> Allerdings segelt der Band unter falscher Flagge, bietet eine Mischung aus künstlerischen, satirischen und wissenschaftlichen (und leider auch nicht selten nur wissenschaftlich aufgemachten) Texten, die weitgehend einem stark eingeschränkten Blickwinkel auf das Thema »Rassismus« verpflichtet sind und die annoncierte Blickrichtung auf die deutsche Sprache häufig ignorieren. Im Mittelpunkt der Überlegungen steht das Thema »Weißsein«, das erstens historisch völlig überdehnt, zweitens überwiegend nur hinsichtlich des »Schwarz-Weiß«-Motivs verfolgt und drittens unklar und unerläutert um die Bestimmung »christlich« erweitert wird (ohne dass es aber Stichworte wie »Heiden«, »Kreuzzug« oder »Mission« gäbe).

Auf diese Weise fallen ganze Kapitel des Themas unter den Tisch. Das kurze deklamatorische und nachweisfreie Stichwort »Indianer« etwa enthält zwar einen Hinweis auf »die →Amerikas« (S. 690), doch dieses Stichwort gibt es nicht und der gesamte Doppelkontinent bleibt samt diesbezüglicher rassistischer Bilder und Wörter weitgehend unbehandelt. Das Gleiche gilt für Asien, das mehr oder weniger auf einen vorderasiatisch begrenzten und islamisch geprägten »Orient« (S. 483 ff.) beschränkt wird. Auch Australien und Ozeanien sind weitgehend unbelichtet. Zwar finden sich die Stichworte »Aborigines«, »Fidschi«, »Kanakanen« und »Kannibalismus«. Sie bleiben aber entweder fragmentarisch oder werden nicht hinsichtlich ihrer sprachlichen Entwicklung erläutert. Unter »Kanakanen« (S. 638 ff.) werden so Informationen zum »europäischen Kolonialismus im Südpazifik« zu »Blackbirding« und Zwangsarbeit in Queensland/Australien« und zur »Deutsche[n] Kolonialgeschichte«, aber gerade nicht über die »Ankunft des ›K-Wortes‹ im deutschen Sprachschatz« gegeben. Hierzu finden sich vielmehr nur ein paar aus oberflächlichen Internetquellen kompilierte ungesicherte Hinweise und die allgemeine Auskunft, das Wort wäre »erstmalig im Zuge der Arbeitsmigration in den 1960er Jahren zu einem Schimpfwort« geworden. Für eine »Analyse rassistischer Wörter« (S. 16) ist das durchaus unzureichend.<sup>93</sup>

---

des 20. Jahrhunderts wurde diese Operation kritisch analysiert. Von all diesen Entwicklungen erfährt man im Beitrag von Claudia Johann absolut nichts. Stattdessen unterstellt die Autorin die ungebrochene »Ethisierung« aus »einer weißen Perspektive«. Vgl. *Claudia Johann*, »Zigeuner\_in«, in: *Nduka-Agwu/Hornscheidt*, Rassismus auf gut Deutsch, S. 214. Die Kritik des Rassismus gerät in den Sog seiner essenzialisierenden Argumentation. Genau diese Gefahr hat Ina Kerner in einem Tagungsbeitrag angesprochen, in dem es heißt, die »European Critical Whiteness Studies have tried to establish a racialized vocabulary as the new master trope for criticizing racism as such«. *Ina Kerner*, Challenges of Critical Whiteness Studies, URL: <<http://translate.eicpc.net/strands/03/kerner-strands01en>> [15.4.2012]. Auf diese Kritik reagiert der vorliegende Band mit bloßer Abschottung. Sie versuche angeblich, »auf höchst problematische Weise«, den »kolonialistischen Rassismus [...] zu relativieren« (S. 415), und gehöre zu den »wissenschaftlichen Verhinderungsstrategien [...], die sich gegen eine Auseinandersetzung mit einem weißen Rassismus gegen Schwarze in Deutschland richtete[n]« (S. 20).

92 *Arndt/Ofuatey-Alazard*, *Wie Rassismus aus Wörtern spricht*.

93 Bei *Adelbert v. Chamisso*, *Über die Hawaiische Sprache*, Leipzig 1837, wird das Wort »kanaka« – »Mensch« intensiv als Beispiel für verschiedene grammatikalische Operationen benutzt. Von dort wird es 1859 durch *Pierer's Universal-Lexikon*, Bd. 8, 4., verm. Aufl., Altenburg 1859, S. 114, unter »Hawaisprache« aufgegriffen, ohne indessen ein eigenes Stichwort abzugeben, denn 1860 ist ebd., Bd. 9, S. 273, unter »Kanakanen« lediglich »die Tochter des Äolos u. der Enarete« verzeichnet. Allerdings tauchte schon bei *Eduard Michelis*, *Die Völker der Südsee und die Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben*, Münster 1847, S.

Ähnliches gilt für die Sprache der Bilder. Das Stichwort »Fotografie« bleibt bloßes Exposé (S. 325), im Stichwort »Kunst« wird zwar auf die Bedeutung »visuelle[r] Repräsentation« in »Gemälden, Zeichnungen, und später photographischen und filmischen Arbeiten« für rassistische Konstruktionen hingewiesen (S. 420), die dann aber nur ansatzweise diskutiert wird.<sup>94</sup> Dabei ist es naheliegend, dass der moderne Rassismus – der sich (wie etwa durch Petrus Campers Gesichtswinkel oder Johann Friedrich Blumenbachs Schädelzeichnungen) frühzeitig bildlicher Darstellungen bediente und sofort nach dem neuen Medium der Fotografie griff – unabhängig von der Frage nach der analytischen Belastbarkeit der Proklamation eines »iconic turn« zunehmend auch im Zusammenhang mit den von ihm geschaffenen Bilderwelten diskutiert wird. Zu den dabei behandelten Problemen gehört nicht zuletzt die Frage, ob und inwieweit die dokumentierende Abbildungspraxis rassismuskritischer Studien zur Reproduktion rassistischer Bildinhalte beiträgt.

---

474, ein »heidnische[r] Wilde[r]« und »rachedurstige[r] Kanak« auf. Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 10, 6., verm. Aufl., Leipzig/Wien 1907, S. 535, schreibt über »Kanak«: »Menschen« [...], die eingeborene Bevölkerung der Hawai-Inseln [...], auch soviel wie Polinesier überhaupt«. 1911 steht das Wort mit einer knappen Erläuterung in Brockhaus' Kleines Konversationslexikon, 2 Bde., 5., neubearb. Aufl., Leipzig 1911, S. 926: »Kanak (d. i. Menschen), die eingeborenen Bewohner der Sandwichinseln«. Zu diesem Zeitpunkt war das Wort freilich keine neutrale Bezeichnung mehr, hatten die Leser doch schon populäre Bekanntschaft mit der »Rasse« der »menschenfressenden Kanaken« gemacht – so wörtlich in *Jules Verne*, *Die Propeller-Insel*, Wien 1897, S. 348 und 350. Im Jahr 1920 fand sich im Deutschen Kolonial-Lexikon, hrsg. v. *Heinrich Schnee*, Bd. 3, Leipzig 1920, das Stichwort »Verkanakern«: »Unter V. versteht man in den deutschen Südsekolonien das Herabsinken von Weißen auf die Stufe der Eingeborenen (Kanakaner, Kanaka, s. d.), ähnlich wie in Afrika das Wort Verkafferung (s. d.) gebraucht wird«. Vgl. auch *Deniz Göktürk*, *Postcolonial Amnesia? Taboo Memories and Kanaks with Cameras*, in: *Volker M. Langbehn* (Hrsg.), *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory* (Routledge Studies in Modern European History, Bd. 13), Routledge, New York/London 2010, XII + 316 S., geb., 85,00 £, S. 278–301, hier: S. 290. 1928 schrieb Peter Panter in der *Vossischen Zeitung* vom 24. November 1928, dass Menschen, sobald sie eine »Masse« bilden, sich »wie die wilden Kanaken« benehmen (*Kurt Tucholsky*, *Wir von der Untertertia*, in: *ders.*, *Gesammelte Werke*, Bd. 6, Reinbek 1975, S. 310–314, hier: S. 313). Wenig später hieß es in der *Weltbühne* 27, 1931, H. 37, S. 424f., im »Hagenbeck-Zoo« wären »Kanakanen, die letzten Kannibalen der Südsee« zu sehen. Man hätte sie in Phantasiekostüme gesteckt und gezwungen, »sich als halbnackte Wilde auf[zuführen]« und »sich so [zu] benehmen, als seien sie »Kannibalen«. In diesem Zusammenhang fiel die Frage: »Wann endlich wird das Publikum von diesen geschmacklosen Schaustellungen, die noch dazu ein völlig verlogenes Abbild der Wahrheit geben, genug haben?« Das Stichwort »Völkerschau« fehlt – wie so viele andere – im »Nachschlagewerk« zum »Wissensarchiv deutsche Sprache« in Sachen »Rassismus«.

94 Erstaunlicherweise fehlt dabei der Hinweis auf das einschlägige Standardwerk *Ladislav Bugner* (Hrsg.), *The Image of the Black in Western Art*, Bde. I-IV, Cambridge, MA/London 1976ff., und als veränderte Neuauflage, *Bindman/Gates*, *The Image of the Black in Western Art*, Cambridge, MA/London 2010ff. Als populäre Quelle der Verbreitung ikonografischer Stereotype wäre zu Zeichnung, Gemälde, Fotografie und Film der Comic hinzuzufügen. Dazu liefert *Palandt*, *Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus in Comics*, reichhaltiges Material, das sich allerdings zu einem erheblichen Teil auf den Bereich »Comics von und gegen rechts« beschränkt, was ein ehrlicherer Titel durchaus hätte anzeigen können. Warum die Einleitung des nicht zuletzt unter pädagogischen Gesichtspunkten konzipierten Bandes auf theoretische Überlegungen weitgehend verzichtet, bleibt unklar. Begriffliche Klärungsversuche hätten ja die gewünschte Offenheit des Herangehens (S. 6f.) an die Problematik nicht verhindern müssen. Sie hätten auch zu einer klareren Ordnung der einzelnen Beiträge des Bandes beitragen können, der aus einer Tagung hervorgegangen ist, und die mit der Dokumentation von Tagungsbeiträgen verbundenen Unwägbarkeiten – unklare Systematik, disparate und unterschiedliche analytische Intensität – nicht verleugnen kann.

Sie steht zumindest methodisch im Zentrum von Molly Rogers Studie über einen Satz von Fotografien, die 1976 auf dem Dachboden des Peabody Museums in Cambridge (Massachusetts) entdeckt wurden.<sup>95</sup> Auf ihnen ist auch eine Frau zu sehen, die Delia heißt und von der die Verfasserin nur in Erfahrung bringen konnte, dass sie die in Amerika geborene Tochter von Renty war (von dem es ebenfalls Bilder gibt), der als Sklave aus dem Kongo auf die Plantage Edgehill von Benjamin Franklin Taylor verschleppt wurde, die etwas außerhalb von Columbia in South Carolina lag; dass sie selbst als Sklavin auf dieser Plantage arbeitete; und dass sie nach dem Tode ihres Herrn in den Besitz seiner Witwe überging.

Die von Delia und anderen Sklavinnen und Sklaven gemachten Bilder waren frühe Beiträge zu dem von Étienne Serres schon 1845 geforderten fotografischen Rassenmuseum. Dieser kritisierte zwar die polygenetische Rassentheorie, betrieb aber selbst vergleichende Rassenforschung und vertrat die These, dass sich erwachsene Angehörige der ›gelben Rasse‹ mit ›weißen‹ Jugendlichen und ›schwarze‹ Erwachsene mit ›weißen‹ Kindern vergleichen ließen.<sup>96</sup> Der Auftraggeber der Rassenbilder, Louis Agassiz, war hingegen auf der Suche nach Beweisen für seine polygenetische Rassentheorie. In Anlehnung an die Tradition der Rassenzeichnungen ließ er seine Studienobjekte frontal und im Profil aufnehmen und nötigte sie zudem, sich auszuziehen und mit entblößten Oberkörpern oder völlig nackt abbilden zu lassen.<sup>97</sup>

In ihrer Einleitung reflektiert die Autorin die mit der erneuten Reproduktion der Bilder verbundene Aufgabe, die Menschenwürde der ihrer Individualität beraubten Objekte rassistischer Wissenschaft nicht noch einmal zu zerstören, sondern die Abgebildeten gleichzeitig aus der Anonymität zu befreien und dem Betrachter eine veränderte Sicht zu eröffnen. Sie will nicht nur die Fotos beschreiben, sondern die Fotografierten dadurch auch »more visible« und »a little more real« machen (S. XXII). Um den repressiven Blick zu brechen und die Leerstellen der Sklavenbiografien zu füllen, verknüpft sie historische Darstellung mit fiktionaler Erzählung und verfasst »an amalgam or hybrid, a blending of fiction with nonfiction« (S. XXV).<sup>98</sup>

95 *Molly Rogers*, *Delia's Tears. Race, Science, and Photography in Nineteenth-Century America*, Yale University Press, New Haven, CT/London 2010, 384 S., geb., 37,50 \$.

96 Vgl. *Thomas Theye*, *Ethnographische Photographie im 19. Jahrhundert. Eine Einführung*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch* 40, 1990, H. 3, S. 386–405, hier: S. 400 (Rassenmuseum), und *Stephen Jay Gould*, *American Polygeny and Craniometry before Darwin. Blacks and Indians as Separate, Inferior Species*, in: *Sandra Harding* (Hrsg.), *The »Racial« Economy of Science. Towards a Democratic Future*, Bloomington, IN 1993, S. 84–115, hier: S. 91f. (Rassen, Kinder, Erwachsene); zu Agassiz vgl. unter anderem *C. Loring Brace*, »Race« is a Four-Letter Word. The Genesis of the Concept, Oxford/New York etc. 2005, S. 93–105, *Audrey Smedley*, *Race in North America. Origin and Evolution of a Worldview*, Boulder, CO 1999, S. 234 ff., vgl. auch *Wulf D. Hund*, *Die Körper der Bilder der Rassen. Wissenschaftliche Leichenschändung und rassistische Entfremdung*, in: *ders.* (Hrsg.), *Entfremdete Körper. Rassismus als Leichenschändung*, Bielefeld 2009, S. 13–79, hier: S. 40ff.

97 Vgl. unter anderem *Brian Wallis*, *Black Bodies, White Science. Louis Agassiz's Slave Daguerreotypes*, in: *American Art* 9, 1995, H. 2, S. 38–61; *Anne Maxwell*, *Colonial Photography & Exhibitions. Representations of the »Native« and the Making of European Identities*, London/New York 1999, S. 96ff.; *Shawn Michelle Smith*, *Photography on the Color Line*. W. E. B. Du Bois, Race, and Visual Culture, Durham, NC 2004, S. 46ff.

98 Es ist deswegen umso erstaunlicher, dass der Autorin der Zynismus der sich zufällig aber anspielungsreich ergebenden Symbolik der Namen entgeht. Der Sklavenhalter, der nach einem Freiheitshelden benannt worden ist; die Sklavin, die wie eine griechische Göttin heißt; die Plantage, auf der Sklavenarbeit ernennt wird, obwohl sie den Namen eines Orts trägt, an dem für die Freiheit gestritten wurde; der Ort, an dessen Rand sie liegt, der nach dem Unabhängigkeitskrieg als neue Hauptstadt geplant und nach Christoph Kolumbus benannt wurde; der Bundesstaat, dessen Namen an einen englischen König erinnert, der einer Gruppe seiner adligen Ge-

Dieser Versuch ist misslungen. Zwar gewährt er Einblick in das verzweigte Netz unterschiedlicher Narrative in den amerikanischen Südstaaten um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Das soziale Leben in der Stadt Columbia, Umfang und ökonomische Bedeutung der auf Sklavenarbeit beruhenden Baumwollproduktion in South Carolina, die Lage der Sklaven sowie die Konflikte zwischen Südstaaten und Nordstaaten über die »peculiar institution« werden ebenso in den Kanon der Erzählstränge aufgenommen wie Hinweise zur Entwicklung der Rassenwissenschaft und ihrer besonderen Verfassung in den Vereinigten Staaten, wo »the natural history of human beings became the science of slavery« (S. 59).

Aber die schiere Menge der Daten reißt ihre Erzählerin mit in einen »weißen« Diskurs über Entwicklung und Fortschritt: des Landes von der Kolonie zum Bundesstaat, der Stadt von ihrer Planung bis zum Aufbau als Metropole, der Ökonomie vom selbstgenügsamen Siedlergehöft zur in die Weltökonomie integrierten Baumwollplantage, der Technik zur Herstellung von Verbrauchsgütern und Erinnerungen, der »weißen« Protagonisten und ihrer Bildungsromane und sozialen Beziehungen. Die Sklavinnen und Sklaven hingegen, deren Namen und Herkunft auf der Rückseite der Bilder vermerkt ist, »Delia, Jack, Alfred, Jem, Fassena, Drana, and Renty«, die, wie die Autorin unter Verweis auf Frantz Fanon vermerkt, »were [...] dissected under white eyes« (S. 226), bleiben so anonym, wie schon Louis Agassiz, der allererst an Typisierung interessiert war, sie gesehen hatte.

Während die Leser über Agassiz ausführlich informiert werden, seine Entwicklung zum anerkannten Wissenschaftler miterleben dürfen, über seine Beziehungen zu Förderern, Freunden und Frauen informiert werden, finden sich die wenigen Informationen über die Abgebildeten auf den zur visuellen Untermauerung des polygenetischen Rassismus abgedruckten Fotografien in die Anmerkungen verbannt. Selbst wo diese darauf hinweisen, dass einer der Sklaven Mitglied der örtlichen Baptist Church war (S. 309), wird diesem Hinweis nicht weiter nachgegangen. Über diese Kirche teilt die Verfasserin nichts mit – während zum Besitzer des Sklaven selbst ausführliche Informationen zu dessen Vater und Verwandtschaft anfallen. Und obwohl es Agassiz ausdrücklich darum ging, Aufnahmen von »rasse reinen« Schwarzen zu erhalten, die entweder noch in Afrika oder zumindest in erster Generation in Amerika geboren worden waren, wird den afrikanischen Ländern und Kulturen, aus denen sie stammen, keine Aufmerksamkeit gewidmet. Obwohl seine Kollegen sich schreiben, dass Agassiz »was delighted with his examinations of [...] Ebo, Foulah, Gullah, Guinea, Coromantee, Mandrigo and Congo negroes« (S. 227), beschäftigt sich die Verfasserin nicht mit deren Ethnizität und damit verbundenen Traditionen und Identitäten.

Die Fotografien schließlich, die Anlass zu der gesamten Studie gegeben haben, werden nicht zum Gegenstand eingehender Analysen gemacht. Zwar wiederholt sich der Hinweis, dass »[r]ace was in the eye of the beholder« (S. 222) und dass »[w]e look to photographs to confirm [...] what we already believe to be true« (S. 235), weil »their meaning lay [...] in the eyes of the beholder« (S. 246). Aber der Syntax und Semantik der Bilder wird so wenig nachgegangen, dass sie sich letztlich als beziehungslose Illustrationen über das Buch verteilt finden.<sup>99</sup> Schon gar nicht kommt die Dialektik von Individuierung und

---

folgsleute ein großes Gebiet fremden Landes als Kolonie überschrieb, die nicht zuletzt dadurch zu trauriger Berühmtheit gelangte, dass der große Philosoph der Freiheit, John Locke, als Sekretär für die Lord Proprietors of Carolina tätig wurde und an einer Kolonialverfassung mitarbeitete, die die Sklaverei rechtfertigte: Eine solch historische Verflechtung darf sich eine mit fiktiven Mitteln arbeitende Darstellung nicht entgehen lassen.

99 Dabei wird zwar angesprochen, dass die Bilder der Sklavinnen und Sklaven und die Bilder derer, die sie besaßen oder vermaßen, in einer wechselseitigen Beziehung standen (S. 244). Die wichtigste Beziehung aber fehlt: Sie findet sich in einer anderen Bilderserie von Rassenkörpern, die Agassiz in Brasilien anfertigen ließ, und in deren Album er als Kontrast Fotografien der Venus von Milo und des Apollo von Belvedere einfügte – vgl. *Nancy Leys Stepan, Picturing Tropical Nature*, London 2001, S. 85ff., insb. S. 94.



Normierung zur Sprache, die die Fotografie seit ihren Anfängen prägt. Sie wird vielmehr statisch auf bürgerliche Porträts einerseits und typisierende Rassenbilder andererseits aufgeteilt.<sup>100</sup>

Mit den Ambivalenzen in den fotografischen (und gezeichneten oder gemalten) Niederschlägen ›weißer‹ Blicke auf ›schwarze‹ Körper beschäftigen sich auch die Überlegungen von Joachim Zeller über »Afrikaner im Spiegel westlicher Alltagskultur« und die Texte eines von Volker Langbehn herausgegebenen Bandes über das Verhältnis von Kolonialismus und visueller Kultur. Sie tragen wichtige Bausteine zur »perceptual revolution« der Jahrzehnte um 1900 (und danach) bei und diskutieren zentrale Probleme einer im Anschluss an den »iconic turn« und den »pictorial turn« geforderten »Bildwissenschaft« als Grundlage von »visual studies«.<sup>101</sup> Damit ist bislang freilich alles andere als ein verbindliches Programm umschrieben. Der Umgang mit Bildern ist entsprechend vielseitig. So kommen die Aufsätze bei Langbehn mit wenigen exemplarischen Abbildungen, zwei davon sogar ganz ohne Bilder aus, während Zeller mit zahlreichen Reproduktionen geradezu ein Bilderbuch vorlegt.

Zellers Kapitelüberschriften machen deutlich, worum es dabei geht: um das eurozentrische Bild von »Afrika«, um die vereinnahmende Repräsentation »[k]oloniale[r] Räume«, um den Prozess des »Weiß-Machen[s]« als der »Typisierung des Eigenen«, um den »Krieg mit Bildern« in einer »Kultur der Gewalt«, um »[i]mperiale Blicke auf den ›Anderen‹« und das durch dessen karikierte Darstellung beförderte »(Hohn-)Gelächter«, um die »Gefahr des Schwarz-Werdens« und rassistische »Grenzziehungen«, um »[m]ediale Kolonisierung« in der »Metropole«, um »Infantilisierung« und »Menschenzoos«, um »Afrika(ner) als Ware« in »[w]ildgewordene[n] Werbeschlachten«, um »[m]ediale[n] Rassenkampf« im Kontext von »Kriegshetze«, um das »[n]ostalgische [...] Heimweh nach Afrika« und die »Negrophilie der Zwanzigerjahre«, um einen Blick auf die »Color line« in den »Bilderwelten aus den USA« und schließlich um »Afro-Deutsche«, »[s]chwarze Gegenwelten« und »[a]ntikoloniale und antirassistische Images«.<sup>102</sup>

100 Vgl. dagegen etwa *Wallis*, *Black Bodies, White Science*, der auf S. 59 auf den Umgang der Künstlerin Carrie Mae Weems mit Agassiz' Bildern hinweist: »She did not alter or transform the images [...]. By placing them beside pictures of remnants of the African culture of the Gullah brought to America, Weems [...] saw these men and women not as representatives of some typology but as [...] ancestors. She made them portraits«.

101 Vgl. unter anderem *Doris Bachmann-Medick*, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006, S. 329–380; *Stefan Majetschak* (Hrsg.), *Bild-Zeichen. Perspektiven einer Wissenschaft vom Bild*, München 2005; *Klaus Sachs-Hombach*, *Bildtheorien. Anthropologische und kulturelle Grundlagen des Visualistic Turn*, Frankfurt am Main 2009.

102 *Joachim Zeller*, *Weißer Blicke – Schwarze Körper. Afrikaner im Spiegel westlicher Alltagskultur. Bilder aus der Sammlung Peter Weiss*, Sutton Verlag, Erfurt 2010, 250 S., geb., 34,90 €. Über den Sammler und den Charakter seiner Sammlung erfährt man leider nichts. Peter Weiss sammelt schon seit über 30 Jahren Postkarten. Das wurde ihm nicht zuletzt dadurch erleichtert, dass er längere Zeit in einem großen Geschäft für alte Postkarten gearbeitet hat. Seine Sammeltätigkeit erstreckte sich praktisch auf alle Motive. Postkarten mit Szenen aus Afrika und Abbildungen schwarzer Menschen entwickelten sich zu einem der Schwerpunkte der Sammlung. Dieser umfangreiche Bestand war bereits 2005 Grundlage der exzellenten Ausstellung »Bilder verkehren. Postkarten in der visuellen Kultur des deutschen Kolonialismus«, die von Felix Axster, Heike Hartmann, Astrid Kusser und Susann Lewerenz erarbeitet und in Hamburg (und später auch in Nürnberg und Berlin) gezeigt wurde. Vgl. *Astrid Kusser/Susann Lewerenz*, *Genealogien der Erinnerung – die Ausstellung Bilder verkehren im Kontext der Gedenkjahre 2004/2005*, in: *Steffi Hobuß/Ulrich Lölke* (Hrsg.), *Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas*, 2., erw. Aufl., Münster 2007, S. 240–271; vgl. auch URL: <<http://www.hamburg-postkolonial.de/postkarten05.htm>> [15.4.2012], und URL: <<http://geschichte-transnational.clio-online.net/rezensionen/id=38&count=2&recno=2&type=rezausstellungen&sort=datum&order=down&segment=16>> [15.4.2012].

Für diese Dimensionen des »kolonialen«, »hegemonialen«, »weißen« Blicks des »imperialen Auges« mit seiner »piktoralen Aggressivität« (S. 20) liefert der Band eine wichtige Dokumentation von massenhaft verbreiteten Inszenierungen »Afrikas« und der »Schwarzen«. Obwohl jedes Bild kommentiert wird und den einzelnen Abschnitten (zum Teil allerdings sehr kurze) theoretische Einleitungen vorweggestellt sind, werden dabei aber eine Reihe von Fragen nur oberflächlich beantwortet oder bleiben gar offen.

Das betrifft vor allem die Vieldimensionalität von Bildern und die Probleme ihrer Kontextualisierung. Obwohl die Beschäftigung hiermit nach wie vor in den Anfängen steckt, hat die Wiedergabe eines so umfangreichen Konvoluts von Bildpostkarten und anderen bildlichen Darstellungen zusätzlich zur Entkopplung von Dokumentation und Interpretation beigetragen. Zwar verhindern die Bildlegenden die illustrative Verselbstständigung der Abbildungen.<sup>103</sup> Aber mit Fragen des Informationsgehalts und der Verknüpfung von Bildzeichen befassen sie sich nicht. Das führt häufiger zu eindimensionalen Ergebnissen – so etwa auch in dem Fall einer Reklame für Tucher-Bier (S. 158).

Die Bierreklame dient als ganzseitiges Begleitfoto für die theoretische Einleitung zum Thema »Warenrassismus«, in der es darum geht, dass stereotype Darstellungen von Afrikanern »den Wert des ordinären Massenprodukts durch die Kombination mit dem exotischen Fremden zu steigern« trachten und es dadurch »den Weißen« ermöglichen, »Rasse« konsumieren zu können« (S. 159). Als Erklärung ist dem Bild lediglich der Hinweis »Nürnberger Tucher-Bier, vor 1914« beigegeben. Im Text daneben, der unter anderem die Stereotype des »dienstbaren ›Mohren‹« und des »Negers« erwähnt, finden sich keine Bezüge zum Bild. Lesende sehen das Bild allerdings in einen Zusammenhang mit dem »Sartotti-Mohr« eingeordnet. Da gehört es zwar in den Werbebotschaften für das zeitgenössische Warenangebot auch hin – es hat aber eine völlig andere Tradition. Eine Internetseite zum Thema »Mohren« vermittelt dazu ebenfalls höchstens eine vage Ahnung.<sup>104</sup> Dort heißt es einleitend, »[d]as Wort ›Mohr‹ sei, »was die deutsche Sprache betrifft, die älteste Bezeichnung für Menschen afrikanischer Herkunft und erhielt im Laufe der Zeit eine unterschwellig oder direkt abwertende Konnotation«. Zum Werbeemblem für Tucher-Bier gibt es den Hinweis: »Auch im Markenzeichen dieser in Nürnberg ansässigen Bierbrauerei findet sich bis heute der Kopf eines ›Mohren‹ [...]. Der ›Mohr‹ tauchte zuerst im Familienwappen der Patrizierfamilie Tucher auf und wurde dann von der mit ihr verbundenen Brauerei übernommen«. Am Ende der Bildergalerie auf der Webseite zum Thema »Mohren« findet sich auch eine Abbildung der »Sandsteinskulptur des Hl. Mauritius als ›Mohr‹ im Dom St. Mauritius und Katharina in Magdeburg (um 1250)«. Dazu wird erklärt, es handele sich »um ein uneingeschränkt positives Bild von Menschen afrikanischer Herkunft«. Diese Einschätzung findet sich zusammen mit der entsprechenden Abbildung auch im Buch, allerdings an ganz anderer Stelle und in anderem Kontext (S. 124).

Das Emblem des Tucher-Biers ist also Bestandteil eines komplexen piktoralen Diskurses. Die Abbildung mag aus der Zeit »vor 1914« stammen. Die Ursprünge des »Tucher-Mohren« liegen aber sehr viel früher.<sup>105</sup> Um 1590 zierte ein »Mohr« das Wappen von Anton

103 Im Beitrag von Zeller für den von Langbehn herausgegebenen Band (»Harmless Kolonialbiedermeier? Colonial and Exotic Trading Cards«, S. 70–86) geht allerdings ein hoher Informationsgehalt des Texts mit einem völlig abgekoppelten Bildteil einher, der nur mehr illustrative Funktionen hat. Im Übrigen ist dieser Text über weite Strecken eine Übersetzung des einführenden Kapitels aus *Joachim Zeller, Bilderschule der Herrenmenschen. Koloniale Reklamesammelbilder*, Berlin 2008, S. 9–23.

104 *Joachim Zeller/Heiko Wegmann, »Mohren« – Ein Stereotyp in der Alltagskultur*, URL: <<http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/Mohren-Stereotyp.htm>> [15.4.2012].

105 Vgl. zum Folgenden *Jean Devisse/Michel Mollat, The African Transposed*, in: *Bindman/Gates, The Image of the Black in Western Art*, Bd. II.2: From the Early Christian Era to the »Age of Discovery«. *Africans in the Christian Ordinance of the World*, S. 185–279, hier: S. 241 (Tucherbuch); *Christian Kuhn, Generation als Grundbegriff einer historischen Geschichtskultur*.

Tucher im Tucherbuch. Um 1512 findet er sich auf dem von Albrecht Dürer gezeichneten Wappenbild der Familien Scheuerl und Tucher. 1446 veranstalten die Patrizier auf dem Nürnberger Hauptmarkt ein Stechen, dessen Teilnehmer im Nürnberger Turnierbuch bildlich festgehalten sind: unter anderem Herdegen Tucher, dessen Schild und Helm von einem »Mohren« geschmückt wurden. Hinweise auf dieses Wappen der Tucher gibt es schon für das frühe 14. Jahrhundert. Seine Entstehung reicht ins 13. Jahrhundert zurück. Der »Tucher-Mohr« ist ein ikonografischer Verwandter des Heiligen Mauritius. Und nicht nur das: Er stammt aus einer Zeit, in der sowohl dieser Heilige wie auch einer der heiligen drei Könige in Afrikaner verwandelt wurden.<sup>106</sup>

Als Herdegen Tucher ins Turnier zog, war das mitgeführte »Mohrenemblem« Zeichen einer Ökumene, in der es schwarze Ritter und schwarze Heilige gab, die der Christenheit in ihrem Kampf gegen jene Schwarzen beistehen sollten, die zusammen mit Muslimen und Juden als Parteigänger des Teufels imaginiert wurden und deren Anführer ebenfalls mit dem Schildzeichen eines »Mohren« dargestellt werden konnten. Als Albrecht Dürer den »Tucher-Mohr« zeichnete, hatte der Sklavenhandel zwischen Europa und Afrika schon erhebliche Ausmaße angenommen und mit seiner transatlantischen Ausdehnung begonnen. Als sich Anton Tucher im Tucherbuch verewigen ließ, stand sein ererbter »Wappenmohr« im Kontext von Abbildungen gänzlich anderer Provenienz, wie sie etwa der Entwurf des Wappens für den von Königin Elisabeth I. geadelten Seeräuber und Sklavenhändler John Hawkins verdeutlicht, das einen gefesselten Afrikaner zeigt. Als das »Königliche Bräuhaus«, vormalig »Städtisches Weizenbräuhaus« in Nürnberg, 1855 durch Verkauf zur »Freiherrlich von Tucher'schen Brauerei« wurde und damit den tucherschen »Wappenmohr« übernahm, befand der sich bereits in Gesellschaft der ersten Bilder einer mit rassistischen Stereotypen operierenden Markenwerbung wie zum Beispiel einem frühen Image des »Tobacco Moor«. Das Warenzeichen schließlich, das Zimmer dokumentiert, war zum Bestandteil eines gewaltigen Vorrats diskriminierender Abbildungen geworden. Aber selbst die waren nicht einheitlich, sondern transportierten zahlreiche unterschiedliche Nebenbedeutungen. Auch im engeren Bereich der Bierwerbung stand schließlich der »Mohrenkopf« von Tucher neben dem stilisierten »Schwarzen«, der als Mischung aus Minstrelfigur und Wildenstereotyp für die Walsheim Brauerei warb, und der Figur eines gut und sportlich gekleideten, lässig Zigarette rauchenden und ein Bierglas erheben-

Die Nürnberger Tucher im langen 16. Jahrhundert, Göttingen 2010, S. 191 (Dürer); *Peter Martin*, Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Bewußtsein und Geschichte der Deutschen, Hamburg 1993, S. 334 (Herdegen Tucher; zur Datierung vgl. auch URL: <[http://www.lot-tissimo.com/de/o/104.130.794/auk/130/nuernberg\\_sammelhandschrift\\_2\\_bde\\_nuernberg](http://www.lot-tissimo.com/de/o/104.130.794/auk/130/nuernberg_sammelhandschrift_2_bde_nuernberg)> [15.4.2012]), S. 52 (Tucher-Wappen); *Peter J. Bräunlein*, Von Mohren-Apotheken und Mohrenkopf-Wappen, in: Zeitschrift für Kulturaustausch 41, 1991, H. 2, S. 219–238 (Ursprünge).

106 Vgl. zum Heiligen Mauritius *Jean Devisse*, A Sanctified Black: Maurice, in: *Bindman/Gates*, The Image of the Black in Western Art, Bd. II.1: From the Early Christian Era to the »Age of Discovery«. From the Demonic Threat to the Incarnation of Sainthood, S. 139–194; zu den heiligen drei Königen vgl. *Paul H. D. Kaplan*, The Rise of the Black Magus in Western Art, Ann Arbor 1985. Von all dem erfahren die Leserinnen und Leser des einschlägigen Stichworts in dem oben angesprochenen Band »Rassismus auf gut Deutsch« nicht das Geringste – vgl. *Ulrike Hamann*, Das M-Wort (S. 146–156). Die Autorin erklärt vielmehr verkürzt und eindimensional: »Mit dem Begriff M. (»Mohr«) bezeichne(te)n weiße Menschen im 17., 18., 19. und 20. Jh. Schwarze Menschen, die überwiegend als Sklav\_innen des deutschen Adels und zunehmend auch des Bürgertums in den deutschen Staaten lebten [...]. Eines der ältesten Konzepte ist die Verwendung des Begriffes durch Christ\_innen für ihre Gegner\_innen im Mittelalter« (S. 146 und 150 – Kursivierung im Original). Auch das Stichwort »Mohr\_in« von Susan Arndt und Ulrike Hamann im oben behandelten Band »Wie Rassismus aus Wörtern spricht« argumentiert ähnlich verkürzt und erklärt: »Von Anfang an war der Begriff »M.« negativ konnotiert, da er auf die Feindschaft gegenüber Nicht-Christ\_innen [...] zurückzuführen ist« (S. 649).

den ›Schwarzen‹, der für ein Süßbier der Donner-Brauerei mit dem Namen ›Saarlouiser Neger‹ warb.<sup>107</sup>

Bilder haben historische und ikonologische Dimensionen, ohne die sie nur bedingt zu verstehen sind. Zum Verständnis dieser Zusammenhänge gibt Volker Langbehn unter Hinwendung zum Thema »Picturing Race« zahlreiche Hinweise (S. 1–33).<sup>108</sup> Beispiele gelungener Bildanalyse liefern unter anderem die Studien von David Ciarlo, Felix Axster und Astrid Kusser. David Ciarlo beschäftigt sich mit »Advertising and the Optics of Colonial Power at the Fin de Siècle« (S. 37–54) und dem dadurch begründeten »empire of fantasy«. An vier ausgewählten Warenzeichen zeigt er verschiedene Möglichkeiten der Ikonisierung des Kolonialismus. Sie reichten bis zur Konstruktion und Verbreitung von »virtual slaves«, welche nicht nur als beflissene Dienerfiguren fungierten, die Kolonialwaren anboten, sondern sogar in Ketten gelegte, direkt als Sklaven bezeichnete Figuren sein konnten, die für Waren warben, die in keinem direkten Zusammenhang mit kolonialer Ausbeutung standen und das Klima eines rassistischen Anspruchs auf Suprematie anzeigten. Felix Axster untersucht »Postcards from the Colonial War in Namibia« (S. 55–70). Er zeigt an frühen Postkarten, bei denen die Mitteilungen noch auf der Bildseite platziert werden mussten, wie Motive kolonialer Inbesitznahme und Unterdrückung bis hin zur Hinrichtung mit privaten Nachrichten überschrieben wurden und so zur Normalisierung und Akzeptanz kolonialen Unrechts beitrugen.

Astrid Kussers Studie »cakewalking the Anarchy of Empire around 1900« (S. 87–104) ist eine informative und vielschichtig argumentierende Miniatur über »cakewalk fever« und »ragtime craze« im deutschen Kaiserreich, als »people learned how to dance in ways they themselves perceived as black at the very moment Germany was defining itself as a white nation«. Gerade weil der Schwerpunkt der Argumentation auf der transatlantischen Dimension des Tanzes liegt, hätten allerdings Hinweise zu der mit seinen Ursprungsdimensionen verbundenen Ikonografie die Argumentation durchaus weiter schärfen können. Die These der Autorin, dass »[w]hen Europeans initially took up the cakewalk, they did not interpret it as a black dance infecting the continent, but as an act of participation in the questioning of social norms« (S. 95), hätte so stärker mit der Frage verbunden werden können, ob und wie dadurch rassistische Verhältnisse zum Tanzen gebracht wurden, die sich nicht zuletzt in Titeln wie »Sambo at the Cake Walk« und »Looney Coons« oder »Jemima's Wedding Day« und »Remus Takes the Cake« niederschlugen, die Motive der MinstrelShows und der rassistischen Warenwerbung aufnahmen und variierten. Auf den Umschlägen der Notenhefte für die Musik zum »Cakewalk« kamen jedenfalls auch in Deutschland unterschiedliche Motive zum Ausdruck. Und wenn deutsche Militärkapellen wie die des westfälischen Pionierbataillons oder des Leibgarde-Husaren-Regiments Stücke wie ein »Negerständchen« als Schallplattenaufnahmen einspielten, muss die Infragestellung sozialer Normen entweder revolutionäre Ausmaße angenommen haben oder vielfach gebrochen worden sein.<sup>109</sup>

107 Vgl. *Debra Higgs Strickland*, *Saracens, Demons, and Jews. Making Monsters in Medieval Art*, Princeton, NJ 2003, S. 228 (»Äthiopier, Sarazenen und Juden huldigen dem Antichrist«) und 178 (Richard Löwenherz im Kampf gegen Saladin, der mit einem Mohrenemblem auf dem Schild dargestellt wird); *Kate Lowe*, *The Stereotyping of Black Africans in Renaissance Europe*, in: *Thomas F. Earle/Kate J. P. Lowe* (Hrsg.), *Black Africans in Renaissance Europe*, Cambridge/New York etc. 2005, S. 17–47, hier: S. 27 (Abbildung des Wappenentwurfs für John Hawkins); *David Ciarlo*, *Advertising Empire. Race and Visual Culture in Imperial Germany*, Cambridge, MA/London 2011, S. 72 (»Tobacco Moor« von 1850 mit Abbildung); zum ›Saarlouiser Neger‹: URL: <[http://donnerbraeu.rodna.de/donner.bier/Saarlouiser\\_Neger](http://donnerbraeu.rodna.de/donner.bier/Saarlouiser_Neger)> [15.4.2012] (Abbildungen der Bierreklamen von Walsheim und Donner).

108 *Langbehn*, *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory*.

109 Abbildungen der Notencover finden sich unter URL:<[http://library.duke.edu/digitalcollections/hasm\\_n1398/](http://library.duke.edu/digitalcollections/hasm_n1398/)> [15.4.2012] (Sambo); URL: <[http://library.duke.edu/digitalcollections/hasm\\_](http://library.duke.edu/digitalcollections/hasm_)

Mit solchen Brechungen beschäftigt sich auch die Untersuchung zu »The Visual Politics of Jim Crow« von Elizabeth Abel.<sup>110</sup> Im Zentrum ihrer Überlegungen steht die Geschichte der »Jim Crow Signs«. Deren Name stammt von der durch den Performer Thomas Dartmouth Rice entwickelten Blackface-Figur »Jim Crow«, die schnell zum Stammpersonal der Minstrel Shows avancierte und schließlich einer ganzen Ära – den Jahren zwischen dem Ende der Rekonstruktion und dem Ende der Segregation in den USA – den Namen gaben.<sup>111</sup>

Als Zeichen der Segregation behaupteten die »Jim Crow Signs« nach dem Bürgerkrieg, den öffentlichen Raum zwischen ›Schwarzen‹ und ›Weißen‹ aufzuteilen, sollten aber tatsächlich privilegierte Areale für ›Weiße‹ schaffen. Während sie bis zu den Erfolgen der Bürgerrechtsbewegung in den Südstaaten allgegenwärtig waren und auch in den Nordstaaten große Verbreitung fanden, sind sie heute nur noch in wenigen Sammlungen erhalten und nur auf erstaunlich wenigen Fotografien dokumentiert – »the signs and their occasional and accidental images slipped below the cultural radar« (S. 106), weil ›Weiße‹ sie als zu alltäglich, ähnlich wie Verkehrsschilder wahrnahmen und weil ›Schwarze‹, die sich der Kamera frühzeitig als Medium des Widerstands bedienten, mit ihr eher Bilder persönlichen Stolzes dokumentierten (S. 105 und 116). Neben dem Engagement einiger Magnum-Fotografen war es deswegen nicht zuletzt der schockierte Blick von außen, der die »American Graffiti« (S. 33) im Bild festhielt. So hat etwa Marion Palfi »documented more Jim Crow signs than any other photographer« (S. 321).<sup>112</sup>

b0850/> [15.4.2012] (Coons); URL: <http://memory.loc.gov/award/rpbaasm/0900/0913/091301r.jpg> [15.4.2012] (Jemima); URL: <http://levysheetmusic.mse.jhu.edu/levy-cgi/display.cgi?id=172.078.000;pages=5;range=0-4> [15.4.2012] (Remus). In diesem Zusammenhang gab es durchaus auch Karikaturen ansonsten als ›weiß‹ gelabelter Protagonisten, so etwa auf dem Titelblatt von »The ›German‹ Cake Walk«, URL: <http://lcweb2.loc.gov/diglib/ahas/loc.natlib.ahas.100003114/default.html> [15.4.2012]. Außerdem überlebte das Motiv den Beginn des Kriegs und wandelte sich dabei unter anderem zum soldatischen »Cake-Walk«, URL: <http://www.tias.com/cgi-bin/rv.fcgi?itemKey=3923157809> [15.4.2012]. Hinweise auf die Aufnahmen deutscher Militärkapellen finden sich in *Peter Köhler, Zur Frühgeschichte des Jazz in Deutschland*, in: *That's Jazz. Der Sound des 20. Jahrhunderts*, hrsg. vom Institut Mathildenhöhe Darmstadt unter der Leitung von *Klaus Wolbert*, Frankfurt am Main 1990, S. 345–355, hier: S. 350f.

110 *Elizabeth Abel, Signs of the Times. The Visual Politics of Jim Crow*, University of California Press, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 2010, 416 S., kart., 27,95 \$; zur Geschichte der Jim-Crow-Ära vgl. unter anderem *Jane Dailey* (Hrsg.), *The Age of Jim Crow. A Norton Casebook in History*, New York 2009; *Jane Dailey/Glenda Elizabeth Gilmore/Bryant Simon* (Hrsg.), *Jumpin' Jim Crow. Southern Politics from Civil War to Civil Rights*, Princeton, NJ 2000; *Nikki I. M. Brown/Barry M. Stentiford, The Jim Crow Encyclopedia*, Westport, CT 2008, und nach wie vor *C. Vann Woodward, The Strange Career of Jim Crow*, Oxford/New York etc. 2002 (zuerst 1955).

111 Vgl. die Abschnitte »Jim Crow« in *Dale Cockrell, Demons of Disorder. Early Blackface Minstrels and their World*, Cambridge/New York etc. 1997, S. 62–91, und »The Blackface Pioneer. Thomas Dartmouth Rice and Minstrelsy's Frontier History«, in: *Matthew Reborn, Pioneer Performances. Staging the Frontier*, Oxford/New York etc. 2012, S. 71–95; eine wichtige Internetquelle zum Thema ist das von David Pilgrim organisierte »Jim Crow Museum of Racist Memorabilia«, URL: <http://www.ferris.edu/htmls/news/jimcrow/menu.htm> [15.4.2012].

112 Über Marion Palfi erfährt man neben der kurzen Information, sie sei »a recent immigrant from Hitler's Europe and a progressive photojournalist« (S. 107) gewesen, immerhin noch, dass der von ihr zusammen mit Stetson Kennedy geplante »Jim Crow Guide to the U. S.A.« dort keinen Verlag fand und deswegen 1955 »under the title Introduction à l'Amérique raciste in Jean-Paul Sartre's prestigious series *Les temps modernes*« erschien (S. 112; vgl. auch *Stetson Kennedy, Jim Crow Guide. The Way It Was*, Boca Raton 1990); zu Marion Palfi vgl. den Namentrag des Center for Creative Photography, URL: <http://ccp.uair.arizona.edu/item/26583>

Was sie und andere festhielten, war vor allem die desozialisierende Strategie des Rassismus. Schon der scheinbar binäre Code einer Unterteilung von ›white‹ und ›colored‹ entledigte die Anderen selbst noch der Besonderheit der ihnen in diskriminierender Absicht zugeschriebenen Rassenzugehörigkeit, indem er alle ›Nichtweißen‹ zu einer einzigen Kategorie zusammenfasste. Außerdem verweigerte ihnen das System der Jim-Crow-Zeichen häufig den Raum für die Realisation der ideologisch hoch im Kurs stehenden Geschlechterdifferenz. Sie stießen auf Reisen vielfach auf »rest rooms« mit den Hinweisen »White Women« und »White Men«, während die deutlich seltener ausgewiesenen Räume für ›Colored‹ oftmals von Frauen und Männern gemeinsam benutzt werden mussten (S. 123). Darüber hinaus entschieden Jim-Crow-Zeichen auch über die Anerkennung der Klassenzugehörigkeit. Bei der Bahn gab es »first-class ›ladies‹ cars«, die für nicht ›weiße‹ Frauen nicht zugänglich waren – mit einer Ausnahme: »black nursemaids of white children could ride in the ›ladies‹ cars to enable white women to enjoy their privileges as ladies« (S. 131).

\*\*\*

Solche Strategien der Desozialisierung gehören zum Kernbestand rassistischer Diskriminierung. Elizabeth Abel bringt sie folgerichtig in Zusammenhang mit dem »social death« (S. 91), welchen Rassismus den von seinen Herabminderungen Betroffenen zu bereiten trachtet. Der im Zusammenhang mit der Diskussion der Sklaverei von Claude Meillassoux und Orlando Patterson entwickelte Begriff des sozialen Tods ist von Theodore W. Allen zum Definitionskriterium von Rassismus gemacht worden.<sup>113</sup>

Der soziale Tod ereilt einen nicht, sondern wird einem zugefügt. Er bedeutet nicht das Ende sozialer Beziehungen (die selbst Sklaven mit ihren Sklavenhaltern, staatlichen, religiösen und anderen Institutionen eingehen müssen und auch untereinander aufbauen). Vielmehr besteht er zunächst vor allem in der Zweiteilung sozialer Sphären. In der einen existieren entsprechend den historischen Verhältnissen verschieden ausgestaltete und differenzierte Positionen, die nach Alter, Geschlecht, Klasse und anderen Kriterien unterscheiden und zueinander in herrschaftlich differenzierten komplexen Abhängigkeitsverhältnissen stehen. In der anderen Sphäre sind diese Positionen tendenziell aufgehoben und existieren nur prekär, das heißt, sie werden entweder faktisch zerstört oder als unangemessen abqualifiziert und als einseitig aufkündbar betrachtet. Die kulturellen Muster und

[15.4.2012]; Robert Sorgenfrei/David Peters (Hrsg.), Marion Palfi Archive, Tucson 1985; Christoph Ribbat, *The European Eye. German Refugee Photographers and American Visual Culture, 1933–45*, in: Klaus Martens (Hrsg.), *Pioneering North America: Mediators of European Literature and Culture*, Würzburg 2000, S. 240–249. Leider hat sich Elizabeth Abel trotz umfangreicher archivalischer Recherchen entschieden, den historiografischen Teil ihrer Studie ausgesprochen knappzuhalten und ergeht sich stattdessen in ausführlichen und häufig mehr als fraglichen Assoziationen und Vergleichen, die sie auf einem Strandzeichen die »phallic potency« (S. 46) eines Schwertfisches, im Bild einiger Männer vor einem »Colored Waiting Room« eine Szene, die an ein »concentration camp« (S. 91) erinnert, oder in der Fotografie des Eingangs zu einem solchen Warteraum »the absence of human beings« als Zeichen dafür sehen lässt, dass »segregation has committed the capital crime of murder« (S. 101).

113 Vgl. Claude Meillassoux, *Anthropologie der Sklaverei*. Frankfurt am Main/New York 1989, S. 99ff., wo Entsozialisierung, Entpersönlichung, Entsexualisierung und Entzivilisierung als zentrale Kriterien des sozialen Tods behandelt werden; Orlando Patterson, *Slavery and Social Death. A Comparative Study*, Cambridge, MA/London 1982, S. 38ff., wo »two modes of representing the social death« unterschieden werden: »in the intrusive mode the slave was conceived of as someone who did not belong because he was an outsider, while in the extrusive mode the slave became an outsider because he did not (or no longer) belong« (S. 44); Allen, *The Invention of the White Race*, Bd. 1, S. 32ff., wo, wenn auch auf das Rassenkriterium begrenzt, der »social death of racial oppression« behandelt wird.

sozialen Verhaltensweisen derjenigen, die in sie verwiesen worden sind, werden herabgemindert und missachtet. Ihre Anpassung führt zu instabilen Beziehungen, auf die kein Verlass ist. Ihre Autonomie gilt als Zeichen mangelnder Entwicklungsfähigkeit oder prinzipieller Andersartigkeit. Undifferenziert werden sie zuallererst als Mitglieder der für sie konstruierten Kategorie der Ausgrenzung angesehen und müssen damit rechnen, dass ihre soziale Identität hinter deren Zuschreibungen zurücktritt und nicht zur Kenntnis genommen wird.

Die Kategorie »social death« steht in enger Beziehung zur Charakterisierung des Rassismus als »Depersonalisierung« oder »dehumanization«, der auf diese Weise Identitätsbildung nicht erst mit der »integration and collaboration of classes« bei der Konstruktion von »whiteness«, sondern unter anderen Vorzeichen schon seit der Antike erlaubte.<sup>114</sup> Weil die Diskussion von Rassismen aber nach wie vor zu einem erheblichen Teil am Begriff der »Rasse« orientiert bleibt, wird dieser teils reifiziert, teils hypostasiert, um entweder »Rassismus als weiße Ideologie« begreifen oder in einem »global approach« eine »general theory of race and racism« entwickeln zu können.<sup>115</sup> Schon die damit eröffneten historischen und kulturellen Differenzen der Bezugspunkte ihrer Untersuchung zeigen, dass Rassismusforschung nach wie vor an der Bestimmung ihrer Grundlagen arbeitet. Dabei hat sie allerdings ihre historische Reichweite über den engen Bereich des am Rassensbegriff orientierten modernen Rassismus hinaus erweitert und deutlich an Komplexität gewonnen.

---

114 *Law, Racism and Ethnicity*, S. 11 (»social death«); *Schneiders, Islamfeindlichkeit*, S. 189 (Depersonalisierung); *Martinot, The Machinery of Whiteness*, S. 27 (»dehumanization«), S. 50 (»classes«, »whiteness«); *Lape, Race and Citizen Identity in the Classical Athenian Democracy*, S. 274 ff. (Antike).

115 Vgl. als Beispiele für Reifizierung *Hall, An Historical Analysis of Skin Color Discrimination in America*, und für Hypostasierung *Arndt/Ofuatey-Alazard, Wie Rassismus aus Wörtern spricht*, S. 42 (weiße Ideologie); *Law, Racism and Ethnicity*, S. 43 (»general theory«).

